

Nr. 2857

DER LANDSER

www.landsr.de

Erlebnisberichte zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges

H. Mayer

Die letzte Schlacht

August 1944 – Russischer Durchbruchserfolg nach Rumänien –
Der ehemalige Verbündete fällt den Deutschen in den Rücken



Ritterkreuzträger der Luftwaffe



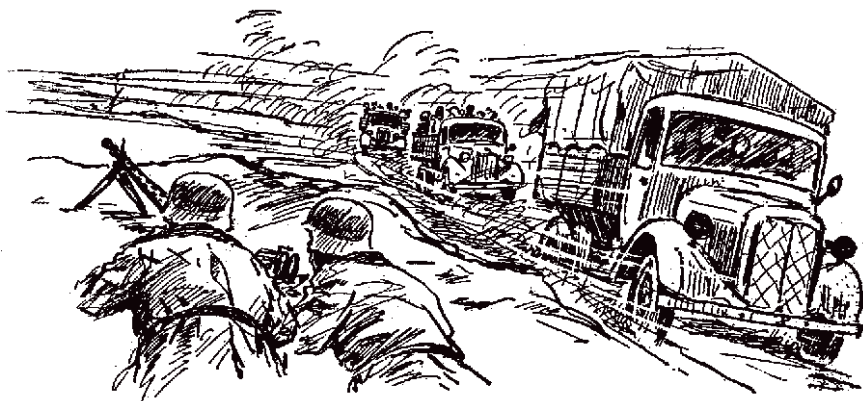
Hans Grossendorfer

wurde am 11.8.1914 in Salzburg geboren, trat 1933 in das österreichische Bundesheer ein und versah nach dem „Anschluß“ seinen Dienst bei der Wehrmacht. Nach Kriegsausbruch meldete er sich zur Luftwaffe, wo Grossendorfer 1940 eine Ausbildung zum Kampfbeobachter durchlief. Erste Erfahrungen sammelte er beim Kampfgeschwader (KG) 53, das im Juni 1941 an die Ostfront verlegte. Hier nahm Grossendorfer an über 300 Feindflügen teil, wofür er im September 1942 als Oberfeldwebel das Deutsche Kreuz in Gold erhielt. Zum Offizier befördert, war Grossendorfer in der Folge als Ausbilder tätig, bevor er ab April 1943 an die Front zurückkehrte. Am 20.11.1943 stürzte während eines Überführungsfluges die Maschine von Oberleutnant Grossendorfer ab. Er fand dabei den Tod. Posthum ehrte man den Offizier am 26.3.1944 mit dem Ritterkreuz und mit dem Aufstieg zum Hauptmann.

H.K.

Die letzte Schlacht

Durchbruch der Russen nach Rumänien



August 1944. Deutsche und rumänische Verbände halten eine schwache Frontlinie gegen die überlegene Rote Armee. Die Armeeführer versuchen Hitler davon zu überzeugen, die Hauptkampflinie zurückzunehmen. Doch alle Einwände werden vom „Führer“ als Defätismus abgetan. Die Truppe hat die Stellungen zu halten – bis zum letzten Mann und zur letzten Patrone. So nimmt das Schicksal seinen Lauf. Mit gigantischen Massen an Menschen und Material gehen die Russen gegen die Verteidiger vor. Hinzu kommt noch die Wankelmütigkeit der Bundesgenossen. In Bukarest ereignet sich ein Putsch, der zu geheimen Verhandlungen zwischen den Rumänen und Stalin führt. Auf wen können sich die Landser noch verlassen? Der folgende Bericht schildert den Kampfweg einer Einheit, die kurz davorsteht, alle Hoffnung zu verlieren. Doch die Soldaten halten weiter aus.

Die Redaktion

Hinweis: Die Anmerkungen finden Sie am Ende dieser Ausgabe

Oberleutnant Förg¹⁾, der im Auftrag des deutschen Bataillonskommandeurs, Major Stanner, vorn in der Einbruchsstelle gewesen war, hatte es mit eigenen Augen gesehen.

Die, die das zweistündige Artilleriefeuer überlebt hatten, fühlten sich wehrlos, zerbrochen und einsam. Obwohl sie wußten, daß nun die Russen mit Panzern und Infanterie kommen würden, rührten sie sich nicht aus ihren Gräben und Löchern. Sie waren schreck-erstarzt und unfähig, eine Hand zur Verteidigung zu heben.

„Ich habe Rumänen angetroffen“, berichtete Förg seinem Bataillonskommandeur in dessen Gefechtsstand, der in einer schmalen Balka²⁾ lag, „die, von Angst geschüttelt, einfach die Hände vor das Gesicht nahmen und sich zermahlen ließen. Es war grauenvoll. Im Abschnitt der 2. rumänischen Pionierkompanie lebt niemand mehr. Man sieht dort nur zermalmt und zerfetztes Fleisch.“

„Haben Sie Verbindung mit Oberst Cutor aufgenommen?“ fragte der Major mit steinernem Gesicht.

„Es war nicht mehr möglich. Zwischen der Pionierkompanie und dem Gefechtsstand des Obersten haben sich sieben T 34³⁾ geschoben, die von zwei Kompanien Infanterie begleitet sind.“

„Gut. Weiter. Was ist mit unserem SMG⁴⁾-Halbzug?“

„Fehlt jede Spur, Herr Major. Ich habe einen rumänischen Feldweibel abgefangen und ihn nach dem SMG-Halbzug gefragt. Er behauptete, die zwei schweren Maschinengewehre hätten zwar geschossen, aber sehr bald das Feuer eingestellt.“

„Und Bösel? Was ist mit ihm los?“

Leutnant Bösel befahlte eine gemischte Infanteriekompanie, dreißig Prozent Deutsche, der Rest Rumänen.

„Bösel hält noch die Stellung“, sagte Oberleutnant Förg. „Ich kam bei ihm an, als gerade die russischen Panzer angriffen. Bösels Infanteriestellungen sind gut ausgebaut. Er hat verschiedentlich auch T-Minen⁵⁾ verlegt. Ich habe mit einem seiner Unteroffiziere gesprochen. Dieser sagte, Leutnant Bösel habe sich persönlich hinters MG gelegt und auf die russischen Panzerbedeckungen geschossen. Als die Rumänen das sahen, eröffneten auch sie das Feuer und blieben in ihren Stellungen.“

„Da sieht man also wieder, was ein richtiger Truppenführer ausmacht“, sagte der Major stolz.

Das Telefon im Gefechtsstand schrillte. Oberleutnant Förg ging an den Apparat und hob den Hörer ab. „Hier Rotkehlchen zwei, Oberleutnant Förg“, meldete er sich. „Jawohl, der Herr Major ist im Gefechtsstand.“

Förg übergab den Hörer. „Der General“, sagte er.

Stanner erkannte den General sogleich an der tiefen, immer etwas rauhen Stimme.

„Was ist denn los bei euch?“ fragte der General. „Scheint eine große Schweinerei im Gange zu sein, wie? Wie geht’s euch, Stanner?“

„Nicht gerade rosig, Herr General“, antwortete der Major. „Förg kam vor fünf Minuten von der Einbruchsstelle im Abschnitt Cutor zurück. Die Russen haben dort die Stellungen überrollt. Förg meint, vom Regiment Cutor sei so gut wie nichts mehr übriggeblieben.“

„Wie breit ist die Einbruchsstelle?“ schnarrte der Divisionskommandeur.

„Einen Augenblick bitte, Herr General.“ Der Major winkte Förg heran und deckte mit der rechten Hand die Muschel ab.

„Der General will die Einbruchsbreite wissen“, sagte er.

„Regimentsbreite, Herr Major. Schätzbare Stärke des Gegners: eine Panzerbrigade und zwei Sturmbatalione.“

Der Major nickte und gab die Meldung an den General weiter, worauf dieser schrie:

„Sauerei, verdammte – äh, Sie sind nicht gemeint, Stanner. Es ist also eingetroffen, was ich bei der letzten Besprechung vorausgesagt habe. Himmel-donnerwetter, das lag doch auf der Hand, daß die Russen an der Nahtstelle zwischen 6. deutscher und 3. rumänischer Armee durchzubrechen versuchen. Manchmal frage ich mich, ob die oben im Hauptquartier Würmer im Kopf haben. Noch vor zwei Tagen habe ich der Armee einen Vortrag über die tatsächliche Lage gehalten, und man hat mir versichert, die Lagebeurteilung unzensuriert ans Führerhauptquartier weiterzugeben. Und was haben die obersten Herren gemacht? Sechs Panzer- und vier Infanteriedivisionen haben sie abgezogen. Hat der Mensch da noch Worte? Stanner – sind Sie noch dran?“

„Jawohl, Herr General. Übrigens: Die uns versprochene Sturmgeschützkompanie ist nicht eingetroffen.“

„Was? Sprechen Sie lauter, Stanner, ich kann kaum etwas verstehen. Irgend-ein Idiot stöpselt in der Leitung herum.“

„Ich sagte: Die Sturmgeschütze sind nicht eingetroffen, Herr General“, wiederholte der Major laut und akzentuiert.

„Rufen Sie die Armee selbst an!“ befahl der General. „Rufen Sie alle fünf Minuten an, wenn es nötig ist. Irgendwann wird es den Herren dann schon zu dumm werden. Übrigens, die Lei-

tung zu den Rumänen ist gestört. Ich kann Oberst Buderescu nicht erreichen.“

„Ich wollte eben rübergehen, Herr General“, antwortete der Major.

„Sehr gut. Sagen Sie Buderescu, ich werde dafür sorgen, daß Reserven herangeholt werden. Aber zuerst muß er etwas tun, um die Einbruchsstelle abzuriegeln. Wenn euch das nicht gelingt, Stanner, verlieren wir den Anschluß an den rechten Flügel, und die Division ist abgeschnitten. Haben Sie mich verstanden?“

„Jawohl, Herr General. Einbruchsstelle muß abgeriegelt werden“, sagte der Major und knallte unwillkürlich die Haken zusammen.

„Jawohl, abgeriegelt“, erwiderte der General noch einmal betont, um dann plötzlich den Stimmfall zu wechseln, als er sagte: „Womit eigentlich? Verfügt Buderescu über eine Eingreifreserve?“

„Ich fürchte, nein, Herr General.“

„Ja, zum Teufel, warum sagen Sie dann: ‚Jawohl, Herr General, Einbruchsstelle muß abgeriegelt werden?‘ Was schwätzen Sie da eigentlich zusammen?“

„Ich werde den Gegenstoß selbst führen“, äußerte sich Stanner, sich einer stoischen Ruhe befleißigend.

„Und mit welchen Kräften, wenn ich fragen darf?“ bellte der General.

„Ich habe den Pionierzug in Reserve, Herr General.“

„Sehr gut“, sagte der General, schon wieder besänftigt. „Sehen Sie zu, daß uns die Höhe 434 nicht verlorengelht, Stanner. Wir brauchen sie. Ich kriege vier Haubitzenbatterien heran. Nehmen Sie den Artilleriebeobachter mit. Er ist doch noch bei Ihnen?“

Der Major versicherte dem General, daß der Artilleriebeobachter noch zur Verfügung stehe und setzte hinzu: „Das

wäre großartig, wenn wir die Batterien bald bekämen, Herr General.“

„So, finden Sie?“ krächte der General bissig. „Ich finde das zum In-den-Hintern-Beißen. Vier Batterien für eine Panzerbrigade und zwei Bataillone! Jämmerlich ist das, Stanner. Sechzehn Rohre gegen dreihundert feindliche. Ist das denn noch ein Krieg?“

„Nein, Herr General.“

„Aber da ist nichts zu machen“, fuhr der General ruhiger werdend fort. „Haltet die Ohren steif, Herrschaften, und laßt die russische Infanterie nicht heran. Das ist wichtig. Mit den durchgebrochenen Panzern werden wir hinten schon fertig werden. Sagen Sie Buderescu, ich erwarte laufend seine Kampfberichte, und zurückgegangen wird nur auf meinen Befehl. Der Herr Oberst hat auch meinen Befehl abzuwarten, bis er seinen Gefechtsstand räumt.“

Du kannst gut reden, dachte der Major, du bist noch gute zehn Kilometer weiter hinten.

In diesem Augenblick wurde die Leitung unterbrochen, und Stanner legte aufatmend den Hörer auf die Gabel. Alles verschwendete Zeit. Dabei konnte jede Minute von entscheidender Bedeutung sein.

Da ihn der Adjutant fragend ansah, knurrte der Major: „Sie wollen wissen, was er gesagt hat? Er hat gesagt, es wäre zum In-den-Hintern-Beißen. Des weiteren hat er einen Gegenstoß befohlen. Alarmieren Sie den Pionierzug, Förg. In einer Viertelstunde bin ich zurück. Ich muß zuerst mit Oberst Buderescu reden. Vielleicht hat er eine bessere Übersicht über die Lage als wir.“

Er setzte den Stahlhelm auf und steckte vorsichtshalber noch zwei Stielhandgranaten ins Koppel.

Als er die Bunkertür aufstieß, sah er, daß in der Balka alles drunter und drüber ging. Der Teufel war draußen los, und mehrere Dutzend rumänische Soldaten rannten teils in voller Ausrüstung, teils nur halb bekleidet, aufgeregt durcheinander. Einige von ihnen schleppten Kisten zu den Lastwagen, die am westlichen Balka-Ausgang untergezogen waren.

Überall sich überschlagende Hast und Angst. Ein rumänischer Offizier brüllte Befehle, die niemand beachtete. Im übrigen herrschte vor den Bunkern ein stetes Kommen und Gehen. Es sah ganz so aus, als beabsichtige auch Oberst Buderescu, seinen Gefechtsstand zu verlegen.

Major Stanner bahnte sich einen Weg zum Stabsbunker. Als ihm ein junger Leutnant in die Quere kam, packte er diesen an den Rockaufschlägen und fragte ihn, was, zum Teufel, denn in die Männer gefahren sei.

„Die Russen kommen mit Panzern“, sagte der Leutnant, ein bartloses Milchesicht.

„Ist das ein Grund, hier verrückt zu spielen?“ piffte ihn der Major an.

„Die Tanks stehen schon vor dem östlichen Balka-Ausgang, Herr Major“, erwiderte der Leutnant und hatte es eilig.

„Ihre Einheit?“ erkundigte sich Stanner in scharfem Ton.

Eine Salve Panzergranaten, die über die Balka hinwegzischte, entthob den jungen Offizier einer Antwort. Abschluß und Einschlag erfolgten kurz hintereinander. Und plötzlich zitterte die Luft vom unheimlichen Dröhnen der Panzermotoren und dem Klirren der Ketten.

Alles in der Schlucht warf sich in Deckung. Der Leutnant hatte sich mit wieselflinker Schnelligkeit in Sicher-

heit gebracht und war in den nächstbesten Bunker verschwunden.

Der Major schüttelte nur den Kopf. Typisch Stab, dachte er. Es ist hier wie überall. Zum Kotzen, diese Feigheit.

Aus einer Bodenspalte stürzten drei rumänische Offiziere und etwa ein Dutzend Soldaten, die das unmöglichste Zeug mit sich schleppten und offenbar, wie die anderen, zum westlichen Schluchtausgang wollten.

Stanner, von grimmigem Zorn erfüllt, stellte sich den Rumänen in den Weg. Er wurde von einem Oberleutnant glatt über den Haufen gerannt. Aber Stanner lief dem Offizier nach, packte ihn am Arm und riß ihn zu sich herum.

„Was fällt Ihnen ein?“ brüllte er den Oberleutnant auf deutsch an. „Wenn Sie mich schon zusammenrennen, entschuldigen Sie sich gefälligst. Was ist das eigentlich für ein Zirkus?“

Dieser Ton brachte den Oberleutnant zur Besinnung. Er knallte mit den Hacken und stammelte eine Entschuldigung.

„Nehmen Sie sich zusammen, Mann“, sagte der Major wieder ruhig, „und lassen Sie den ganzen Kram liegen.“

Der Oberleutnant wandte sich seinen Leuten zu und gab ihnen einen Befehl. Mit eingezogenen Köpfen liefen diese zurück und verschwanden in einem Bunker, der Oberleutnant hinterher. Er war sicher froh, daß der deutsche Major nicht nach seinem Namen gefragt hatte. Feigheit vor dem Feind wurde seit geraumer Zeit hart und gnadenlos bestraft – falls sich ein Kläger fand.

Oben rasselten die Panzerketten, schossen immer noch die russischen Panzer über die Balka hinweg, ohne allerdings Schaden anrichten zu können. Aber sie wußten natürlich ganz genau, daß allein ihre Anwesenheit genügte, um Unruhe oder gar Panik zu stiften.

Da es in der Schlucht gar nicht so aussah, als würden die Rumänen Vernunft annehmen, entschloß sich der Major, seinen Besuch beim rumänischen Regimentskommandeur auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben. Er kehrte um und lief zu seinem eigenen Gefechtsstand zurück. Hier waren inzwischen die Melder eingetroffen, die Stanner vor einer halben Stunde zu den Kompanien seines Bataillons geschickt hatte.

Keiner der Melder war durchgekommen. Sie berichteten einstimmig, im Vorgelände wimmelte es von russischen Panzern und Infanterie.

„Haben Sie die Armee erreichen können?“ erkundigte sich der Major beim Adjutanten.

„Jawohl, Herr Major. Der Spruch wegen der Sturmgeschütze ist vor fünf Minuten abgegangen. Aber wir haben noch keine Antwort erhalten“, meldete Oberleutnant Förg.

„Die Rumänen spielen verrückt“, berichtete der Major. „Wenn wir nicht für Ordnung sorgen, haut die ganze Bande ab. – Wo ist Feldwebel Schneider?“

„Wird sofort kommen, Herr Major.“

„Förg, Sie bleiben mit den Meldern im Gefechtsstand. Halten Sie den Betrieb weiter aufrecht und sorgen Sie dafür, daß unter keinen Umständen der Eindruck entsteht, daß wir auch durchdrehen!“ befahl der Bataillonskommandeur dem Adjutanten.

In der Bunkertür tauchte der Pionierzug auf, im Koppel ein halbes Dutzend Stielhandgranaten, über der linken Schulter eine T-Mine.

„Feldwebel Schneider mit Pionierzug zur Stelle“, meldete er sich.

„Schneider“, sagte der Major, „haben Sie den Jahrmarkt in der Balka gesehen?“

„Jawohl, Herr Major. Es sieht so aus,

als gingen die Rumänen stifteten, wenn wir nichts dagegen unternehmen.“

„Genau das werden wir zu verhindern wissen“, entgegnete der Major. „Schicken Sie eine Gruppe zum westlichen Balka-Ausgang. Nehmen Sie am besten die von Unteroffizier Barmer. Barmer sperrt den Ausgang. Kein rumänischer Offizier, kein Soldat verläßt die Schlucht. Notfalls wird von der Waffe Gebrauch gemacht. Sie sichern mit einer Gruppe den östlichen Schluchtausgang, Schneider, und passen Sie auf, daß kein T 34 durchbricht. Haben Sie genügend T-Minen?“

„Insgesamt neun Stück, Herr Major.“

„Geben Sie Barmer vier davon ab. Die anderen behalten Sie. Ich brauche sieben Mann. Suchen Sie mir besonders zuverlässige Leute aus.“

Minuten später war er mit den Männern des Feldwebels und seiner eigenen „Bedeckung“ zum östlichen Balka-Ausgang unterwegs. Sie gingen in Gefechtsordnung, der Major mit dem Feldwebel voraus, und gaben sich bewußt lässig. Überall dort, wo sie an Rumänen vorbeikamen, blieben diese stehen und schauten verblüfft – wie es schien – den Deutschen recht unsicher nach.

Als der Major mit den Pionieren an jenem Balka-Einschnitt vorüberkam, wo der Regimentstroß der Rumänen mit den LKW untergezogen war, entschloß sich Stanner, ein Exempel zu statuieren.

Die Fahrer der LKW hockten bereits hinter dem Steuer, die Motoren liefen, und auf den Kotflügeln und Motorhauben hingen ganze Trauben von rumänischen Soldaten. Dazu herrschte ein mächtiges Geschrei. Einige Soldaten, die keinen Platz mehr fanden, raufte sich mit denen, die einen hatten.

„Schneider, holen Sie sich drei Mann und gehen Sie rüber zu den LKW. Nehmen Sie den Burschen die Zündschlüssel ab!“ befahl der Major und hob die Hand, worauf die zwölf Pioniere stehenblieben.

„Das werde ich mit Vergnügen tun“, sagte der Feldwebel grinsend und bestimmte die drei Soldaten.

Na, mal sehen, was sie jetzt machen, dachte der Major und beobachtete gespannt das Verhalten der rumänischen Fahrer. Er war nicht ganz sicher, daß es Schneider gelingen würde, sich durchzusetzen. Dieser aber ließ den Rumänen gar keine Zeit, an Widerstand zu denken. Er und seine Leute enterten die LKW, und ehe sich die Fahrer versahen, waren sie ihre Zündschlüssel los.

Als die rumänischen Soldaten sahen, daß ihre fahrbaren Untersätze ihnen nichts mehr nützten, erhoben sie ein gewaltiges Geschrei. Auch Flüche waren zu hören. Aber die galten nicht den Deutschen, sondern den Fahrern, die sich hatten überlisten lassen. Gleich darauf kam es zu einer regelrechten Balgerei. Diese wiederum lockte einen rumänischen Hauptmann vom Stab des Obersten herbei, der wie der Teufel zwischen die Soldaten fuhr und sie auseinanderjagte. Offenbar lag vom Regiment also kein Absetzbefehl vor, und daß es hier zu panikartigen Ausschreitungen gekommen war, lag zweifellos an der teilweise schlechten Führung der unteren Truppenorgane.

Der Major erreichte mit den Pionieren den östlichen Schluchtausgang. Dieser lag ungefähr vierhundert Meter vom Stabsbunker des Obersten Bude-rescu entfernt. Ein heillooses Durcheinander herrschte dort. Eine rumänische Einheit in Kompaniestärke war aus ihren Stellungen geflüchtet und ver-

stopfte nun den etwa zwanzig Meter breiten Schluchteinschnitt. Der Kompanieführer, ein kleiner, energischer Oberleutnant, der unterwegs seinen Stahlhelm verloren hatte, stand mit gezogener Pistole vor seinen Männern und forderte sie in brüllendem Ton auf, vor der Schlucht in Stellung zu gehen. Da er aber der einzige Offizier war, gelang es ihm nicht, sich durchzusetzen.

Die Rumänen, alle noch bewaffnet, aber von entsetzlicher Angst gepackt, liefen schreiend an ihm vorbei, stießen ihn beiseite.

Da nahm der Major einem Obergefreiten die Maschinenpistole aus der Hand und gab vor die Füße der Fliehenden einen Feuerstoß ab. Das ernüchterte die Soldaten. Sie blieben stehen und blickten gehetzt und ratlos in die Richtung, wo der deutsche Major mit seinen Leuten aufgekreuzt war. Ein zweiter Feuerstoß stoppte schließlich die Fluchtbewegung der Rumänen völlig.

Nun hatte sich auch der Oberleutnant wieder gefangen und kam eilends zum Major heran. „Die dummen Kerle sind außer Rand und Band, Herr Major“, berichtete er atemlos und mit hochrotem Gesicht. „Und dabei sind die russischen Panzer an unseren Stellungen nur vorbeigestoßen und haben nicht einen Schuß auf uns abgegeben. Ich schäme mich ...“

„Dazu besteht nicht der geringste Anlaß“, fiel ihm Stanner ins Wort. „Wie ich gesehen habe, bewiesen Sie großen Mut, Herr Oberleutnant. Gehen Sie zu Ihren Männern zurück und sagen Sie ihnen, daß wir in jeder Beziehung Herr der Lage sind. Es besteht also kein Anlaß, die Flinte ins Korn zu werfen. Sagen Sie Ihren Männern, Herr Oberleutnant, daß es jetzt nur eines geben kann: Wir müssen die Stellung um jeden Preis

halten und vor allem die russische Infanterie zurückweisen. Die Panzer können uns ohne Infanterieschutz nichts anhaben.“

Der rumänische Oberleutnant schien froh, endlich jemand getroffen zu haben, der die Nerven behalten hatte. Er versprach, alles zu unternehmen, um seine Männer in der Stellung zu halten.

Stanner ließ sich seinen Namen sagen und versprach: „Ich werde Sie bei Oberst Buderescu lobend erwähnen, Herr Oberleutnant. Sie haben sich sehr mutig gezeigt.“

Der noch ziemlich junge Offizier strahlte. Zuckerbrot und Peitsche, dachte der Major, ist immer noch das beste Mittel, um mit ihnen fertig zu werden.

Indessen hatte Feldwebel Schneider damit begonnen, seine Pioniere im Gelände zu verteilen. Während ein Unteroffizier den Schluchteingang mit T-Minen absicherte, gingen zwei Maschinengewehrschützen beiderseits des Schluchthanges in Stellung.

Der Major aber, von siebzig oder noch mehr Augenpaaren scharf beobachtet, stieg aus der Schlucht heraus und die kleine Anhöhe hoch, von wo aus man einen Überblick über das Gelände östlich und südlich der Balka hatte.

Nachdem er die Kuppe erreicht hatte, blieb er stehen. Das Bild, das sich ihm bot, war beängstigend. Über die Hügel ringsherum krochen die russischen Panzer unaufhaltsam und aus allen Rohren feuern westwärts. Die T 34 fuhren in kleinen Pulks, dazwischen rannte Infanterie herum.

Stanners Lage war nicht ungefährlich. Die Luft war eisengesättigt. MG-Garben zischten an ihm vorbei, pflügten den Boden um. Ein T 34, der aus einem Pulk ausgeschart war und hinter

einem Busch Stellung bezogen hatte, schoß Punktfeuer auf den Balka-Eingang.

Der Major stand aufrecht auf der Kuppe. Nur nicht die Nerven verlieren, denn die Rumänen beobachteten dich, dachte er. Wenn du jetzt Angst zeigst, rennen sie wieder davon ...

Mit angespannten Muskeln harrete er aus, setzte das Doppelglas an die Augen und beobachtete das Kampfgebiet.

Die Hauptstoßrichtung der feindlichen Panzerkräfte war deutlich zu erkennen. Sie zielte auf das Pruth-Knie bei Galatz. Das bedeutete, daß die Russen beabsichtigten, einen starken Panzerkeil zwischen die 6. deutsche und 3. rumänische Armee zu treiben.

Das Gros hatte es eilig. In einer mächtigen Staubwolke stürmte es westwärts. Kleine Kampfgruppen dagegen ließen sich Zeit. Ihre Aufgabe war es, die deutsch-rumänischen Infanteriestellungen aufzurollen.

Im Mittelpunkt dieser Aktion lagen, das war Stanner inzwischen klargeworden, die beiden Regimenter Buderescu und Cutor, wobei allerdings nur noch Buderescu einigen Widerstand leistete. Eine schwache Insel im Ansturm der Brandung also.

Hatte es angesichts dieser ungeheuren feindlichen Überlegenheit überhaupt noch Zweck, Widerstand zu leisten? Wofür dieses Blutvergießen, dieses sinnlos erscheinende Abschlachten? So, wie es jetzt aussah, würde es nie mehr möglich sein, die Einbruchsstelle abzuriegeln, geschweige denn auszubügeln. Die Russen hatten es geschafft, sie waren durchgebrochen und nicht mehr zu stoppen.

Vor der Balka tat sich allerhand. Etwa vierzig T 34 waren aus einem Talabschnitt hervorgestoßen und rollten nun auf die Schlucht zu.

Mein Gott, dachte Stanner, wenn wir jetzt nur eine einzige 8,8-cm-Kanone zur Verfügung hätten. Nur eine Kanone, und das Blatt würde sich wenden.

Links von Stanner, im Gelände des Nachbarbataillons, spielte sich eine Tragödie ab, die dem Major das Blut in den Kopf trieb.

Hunderte von Rumänen verließen ihre Stellungen und flohen. Hinter ihnen her rasselten die russischen Panzer, überholten die Flüchtenden, drehten bei und schossen ganze Breitseiten auf die rumänischen Soldaten ab. Zu Dutzenden fielen die Männer dem Panzerfeuer zum Opfer, stürzten zu Boden, purzelten durcheinander. Verwundete rannten um ihr Leben, wurden eingeholt und zusammengeschoßen. Eine erbarmungslose Hetzjagd ...

Der Major wandte sich dem eigenen Abschnitt zu. Seine drei Kompanien lagen südlich der Höhe 434 in einem hügeligen Buschgebiet, das nur durch eine zwei Kilometer lange Schlucht zu erreichen war.

Bei den Kompanien rührte sich nichts. Keine Leuchtkugel zischte in den Himmel, und kein MG-Feuer verriet dem Major, daß seine Männer noch Widerstand leisteten. Nicht einmal im Abschnitt des Leutnants Bösel rührte sich etwas. Und mitten durch den Bataillonsabschnitt rollten die feindlichen Panzer!

Da – eine ohrenbetäubende Abschußdetonation, dann ein scharfes Pfeifen in der Luft, Sekundenbruchteile später ein schmetternder Einschlag.

Der Major warf sich blitzschnell zu Boden, lag in einer Wolke von Staub und Rauch. Es regnete Steine vom Himmel herab.

Verflucht, das wäre beinahe ins Auge gegangen!

Als Stanner vorsichtig den Kopf hob

und nach rechts zur Balka hinüber-spähte, sah er dort einen T 34 stehen. Es mußte einer jener Panzer sein, die an der Schlucht entlanggestoßen waren und jetzt wohl zurückkamen.

Da der Major eine ganze Weile als Zielscheibe dagestanden hatte, war der Panzerschütze im T 34 offenbar auf ihn aufmerksam geworden und hatte das Feuer auf ihn eröffnet.

Stanner blieb eigentlich gar keine andere Möglichkeit, als schleunigst zur Schlucht und damit in die Deckung zu rennen. Aber das hätte in den Augen der Rumänen sicherlich wie Flucht ausgesehen.

Er biß daher die Zähne zusammen und blieb vorerst unbeweglich liegen. Er wußte, daß es nun galt, eine Mutprobe abzulegen, so sinnlos und gefährlich diese auch sein mochte. Aber er wollte und mußte den in Panik geratenen rumänischen Soldaten (und nicht nur diesen) beweisen, daß ein besonnener Mann durchaus Herr der Lage sein konnte und nicht jede Kugel oder Granate treffen mußte.

Mit betonter Lässigkeit stand Stanner vom Boden auf, klopfte sich den Dreck aus der Uniform und ging aufrecht auf die Balka zu.

Der Panzerschütze drüben im T 34 ließ sich diese Gelegenheit natürlich nicht entgehen und rotzte mit seinem Turm-MG einen Feuerstoß herüber. Nur um Zentimeter verfehlten die Geschosse den deutschen Major.

Eiskalt bleiben, nur nicht die Nerven verlieren! Jetzt kam es darauf an!

Wieder ratterte das Panzer-MG. Der Schütze hatte besser gezielt. Knapp vor Stanner ratschten die Kugeln in den Boden und zogen eine Furche.

War er verrückt geworden, daß er das alles tat? Warum, zum Kuckuck, spielte er eigentlich mit seinem Leben?

Um die Rumänen am Davonlaufen zu hindern? War das überhaupt möglich? Würden sie nicht kurze Zeit später – bei einem massierten Angriff des Feindes etwa – erneut Hals über Kopf fliehen?

Der Major ging weiter und zog unmerklich den Kopf ein, als erwarte er jeden Augenblick eine Maschinengewehrgarbe gegen seinen Rücken.

Aber dazu kam es nicht mehr.

Um den T 34 vom Major abzulenken, hatte der Obergefreite Matschek vom Pionierzug sich eine Hohlhaftladung geschnappt und rannte nun aufrecht über das Gelände, auf den feindlichen Panzer zu.

Zuerst wurde Matschek von der Panzerbesatzung gar nicht bemerkt, weil deren Aufmerksamkeit auf den deutschen Major gerichtet war. Sie hätten den Obergefreiten vielleicht auch ganz übersehen, wenn die Rumänen nicht dafür gesorgt hätten, daß es doch noch anders kam.

Das, was der Obergefreite Matschek vorhatte, überstieg das Begriffsvermögen der rumänischen Soldaten. Wie konnte ein einzelner Mensch einen mächtigen Kampfpanzer angreifen! Das war ein so ungeheuerliches Vorhaben, daß die Rumänen ihre eigene Angst vergaßen und aus der Deckung hochsprangen. Sie fingen zu schreien an, fuchtelten wild mit den Armen in der Luft herum.

„Er macht den Tank tot!“ brüllten sie.

Der siebzig- oder achtzigfache Schrei aus heiseren Kehlen wurde von den Russen natürlich gehört. Und nun sahen sie auch den Deutschen, der mit der tödlichen Haft Hohlladung in der Faust auf den Panzer zulief, dabei Haken schlug und bestrebt war, den T 34 von der Seite her anzugreifen.

Schon drehte der Schütze den Turm

herum. Er tat das mit solch verzweifelter Kraft, daß er den Kranz überdrehte und die Kanone statt auf neun auf sechs Uhr zeigte.

Zurück auf neun Uhr. Ganz schnell mußte das gehen. Aber der Turm verklemmte sich aus irgendwelchen Gründen, so daß er auf vier stehenblieb und der Schütze den Deutschen nicht ins Visier bekam.

Der Major war unterdessen stehengeblieben und beobachtete mit angehaltenem Atem die Szene.

„Hundeblut und Cholera!“ flüsterte Stanner vor sich hin. „Dieser Bursche hat Nerven wie Drahtseile!“

Wenn der Major den Ausdruck „Hundeblut und Cholera“ gebrauchte, war seine Überraschung gewöhnlich grenzenlos.

Der Matschek, dieser Teufelskerl, der nicht umsonst die goldene Nahkampfspange besaß, lief stur und unbeeindruckt weiter, als gelte es nicht, einen russischen Panzer außer Gefecht zu setzen, sondern ein sorgsam abgestecktes Laufpensum zu erledigen.

Die Entfernung zum T 34, die ursprünglich einmal rund achtzig Meter betragen hatte, war inzwischen auf etwa dreißig Meter zusammengeschrumpft.

Die Rumänen erhoben jetzt ein infernalisches Triumphgeheul, denn es sah ganz so aus, als würde es dem Deutschen gelingen, dem T 34 die Haftladung unter die Weste zu jubeln.

Die Besatzung wurde nervös. Zwar gelang es dem Schützen, den Turm wieder freizubekommen. Er schwenkte diesen auch auf das neue, gefährliche Ziel ein, aber der Deutsche befand sich gleich im toten Schußwinkel, wo ihn die Turmwaffen des Panzers nicht mehr erreichen konnten.

Sekunden höchster Spannung! Fünf-

zehn Meter hatte Matschek vielleicht noch zurückzulegen.

Im Panzer kriegten sie es mit der Angst zu tun. Der Major hörte deutlich, wie sie durcheinanderschrien, und einen Moment wurde sogar der Deckel des Turmes geöffnet. Für den Bruchteil einer Sekunde erschien darüber der lederbehelimte Kopf des Kommandanten, der aber sofort wieder verschwand, weil eine deutsche MG-Garbe gegen die Backbord-Turmpanzerung schlug.

Nun ließ der Fahrer den Motor aufheulen.

„Aufpassen, Matschek, er nimmt dich an!“ schrie der Major zu dem Obergefreiten hinüber, aber seine Worte gingen im Heulen des Motors unter.

Matschek, der kein heuriger Hase war, hatte die Gefahr längst erkannt. Tief gebückt unterlief er erst den Schußwinkel der Waffen, schlug dann einen Haken, wobei er jetzt drei oder vier Meter vom Heck des T 34 entfernt war.

Der Fahrer ließ die dreißig Tonnen Stahl im Kreis tanzen, aber der Deutsche war schneller. Ein letzter kraftvoller Sprung, und die Haftladung klebte am Motorgitter.

Der Obergefreite hatte sogar die Nerven, zu warten, bis die Ladung klebte. Erst dann zog er ab, dachte der Major mit Bewunderung.

Eine solche Ladung, am Motorenheck angebracht, läßt dem Panzer und seiner Besatzung keine Chance mehr. Sie reißt ihn in Stücke. Außerdem fängt das ölverschmierte Motorenteil augenblicklich Feuer. Ein Brand entsteht, der nicht mehr zu löschen ist.

Matschek hatte sich bereits in Sicherheit gebracht, als die Explosion den Panzer aufriß und ihn in eine Feuer- und Rauchwolke hüllte. Die Besatzung konnte sich nicht mehr befreien, sie wurde von den bald darauf

einsetzenden Munitionsexplosionen getötet.

Der Major lief zu dem Obergefreiten hin und schüttelte ihm wortlos die Hand. Die Rumänen dagegen brachen in ein ungeheueres Freudengeschrei aus, rissen die Arme hoch und tanzten herum. Sie vergaßen sogar ihre Furcht und rannten zu dem brennenden Panzerwrack.

Major Stanner ließ sie eine Weile gewähren, dann jagte er sie in die Stellung am Balka-Ausgang zurück.

Die anderen durchgebrochenen T 34 (insgesamt waren es neun Stück, wie sich hernach herausstellte) setzten sich schleunigst ab. Ihre Besatzungen verspürten verständlicherweise keine Lust, sich von einigen wahnwitzigen Deutschen mittels Haft Hohlladungen oder Minen in die Luft jagen zu lassen. Aber daß sie wiederkommen würden, und diesmal mit starker Infanteriebegleitung, das lag auf der Hand. Bis dahin verging aber einige Zeit, und die mußte genutzt werden, um den Widerstandswillen der rumänischen Soldaten neu zu entfachen.

Für Major Stanner blieb also genügend Zeit, sich im Regimentsgefechtsstand des Obersten Buderescu umzusehen. Er war gespannt darauf, welche Meldungen der rumänische Regimentskommandeur inzwischen erhalten haben würde.

Die Antwort auf die Vernichtung des russischen Panzers bestand aus einem Feuerüberfall mit „Stalinorgeln“⁽⁶⁾, der sich gewaschen hatte.

Stanner bekam den ganzen Segen noch mit und mußte in einem Bunker Zuflucht nehmen, der mit rumänischen Soldaten vollgepfropft war. Überall lagen Geräte herum, Kisten, zum Teil aufgebrochen, ließen kaum einen Platz

zum Stehen frei. Die Herrschaften wollten türmen und hatten bereits gepackt.

Im Augenblick schienen sie allerdings nicht an Flucht zu denken. Ihr Interesse galt vielmehr dem deutschen Major, der ganz allein vor der Balka gestanden und den Panzern Trotz geboten hatte. Beinahe ehrfürchtig machten sie Stanner Platz. Einer von ihnen, ein kleiner Soldat, betastete den Major zaghaft mit den Händen, als könnte er nicht glauben, daß dieser deutsche Offizier wirklich aus Fleisch und Blut war. Stanner ließ es sich grinsend gefallen und verteilte Zigaretten. Man rauchte, schnatterte durcheinander und vergaß dabei, daß draußen Hunderte von Werfergeschossen niedergingen und die Schlucht in Feuer und Rauch hüllten. Da die Rumänen ihre Bunker in den Steilhang getrieben hatten, verpuffte das Raketenfeuer wirkungslos. Eine moralische Wirkung konnte es auch nicht mehr erzielen, da die rumänischen Soldaten durch das beispielhafte Verhalten des deutschen Bataillonskommandeurs und die Tat des Obergefreiten wieder neuen Mut gewonnen zu haben schienen.

Stanner beobachtete die Rumänen, sah in ihre ehrlichen Gesichter und dachte bekümmert: Hätten sie nur bessere Offiziere, sie wären hervorragende Soldaten. Anspruchslos, kameradschaftlich bis zur Selbstverleugnung kämpften sie meistens sehr tapfer, solange sie gut geführt wurden. Es gab zwar hervorragende Truppenführer bei den Rumänen, aber auch Offiziere – und da vor allem subalterne Dienstgrade –, die schon beim ersten Schußwechsel davonliefen.

Der Feuerüberfall dauerte etwas über zehn Minuten, dann herrschte wieder Ruhe.

Als der Major aus dem Bunker

schlüpfte, konnte er vor Rauch und Qualm zuerst keine drei Meter weit sehen. Erst allmählich verzog sich der dichte Pulverqualm, und Stanner legte die wenigen Meter zum Stabsbunker des Obersten zurück.

Vor dem Bunker, die Arme vor der Brust verschränkt und die Nase witternd in die Höhe gereckt, stand der Regimentsadjutant, Hauptmann Stankoff.

Stankoff war ein mittelgroßer, schlanker und drahtiger Mann, Mitte vierzig. Mit seinem gutgeschnittenen Gesicht und lebhaften Augen, Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, war er eigentlich mit die wichtigste Persönlichkeit bei den Rumänen. Das schon deshalb, weil er fließend Deutsch sprach.

Der Adjutant von Oberst Buderescu hatte den Major inzwischen erkannt. Er nahm Haltung an und grüßte. Es geschah mit einer unnachahmlichen Grandezza.

„Melde gehorsamst, der Herr Oberst erwartet Herrn Major schon dringend.“

„Ich bitte um Entschuldigung, aber ich hatte noch einiges zu erledigen“, erwiderte Stanner höflich.

„Das wissen wir“, sagte der Hauptmann und lächelte. „Wir sind Ihnen viel Dank schuldig, Herr Major. Wären Sie nicht gewesen, ich glaube, es gäbe keinen Regimentsgefechtsstand mehr.“

„Bedanken Sie sich lieber bei dem Obergefreiten Matschek“, sagte der Major. „Er allein hat die Lage gerettet, und ohne ihn sähe ich mir vielleicht die Radieschen schon von unten an, Herr Hauptmann.“

„Es ist vorgesehen, den Obergefreiten für eine hohe rumänische Tapferkeitsauszeichnung vorzuschlagen“, sagte der Adjutant und fuhr mit Nachdruck fort: „Es darf als sicher ange-

nommen werden, daß die Auszeichnung auch verliehen wird.“

Der Major lächelte. „Matschek wird sich gewiß darüber freuen. Und ich auch.“

Hauptmann Stankoff deutete mit dem Kopf auf den Bunkereingang.

„Darf ich Sie nun zum Herrn Oberst führen, Herr Major?“

„Ich bitte darum“, erwiderte Stanner und rückte sein verrutschtes Koppel zurecht.

„Erlauben Sie, daß ich vorausgehe?“ fragte Stankoff höflich.

„Natürlich, Herr Hauptmann.“

Der Adjutant ging auf den Stabsbunker zu und riß die drei übereinanderhängenden Zeltplanen beiseite.

Buderescu Bunker war in den Hang gesprengt worden und bot mindestens zwanzig Männern Platz. Diese Anzahl von Personen befand sich im Moment auch im Bunker: Offiziere aller Dienstgrade und ein halbes Dutzend Melder, die in einer Ecke hockten und auf Befehle warteten.

Oberst Buderescu wurde durch die Offiziere verdeckt, die im Kreis um den Kartentisch herumstanden.

„Herr Major Stanner“, meldete der Regimentsadjutant mit lauter Stimme.

Die um den Oberst versammelten Offiziere drehten sich sofort um und grüßten stumm. Der Oberst aber – er hatte hinter dem Kartentisch auf einem Klappstuhl gesessen – stand auf und sagte zu seinen Herren:

„Raus mit euch! Aber bleibt in der Nähe, wir werden uns später noch unterhalten.“

Aha, dachte Stanner, es hat Krach gegeben bei den Verbündeten. Er wartete, bis die rumänischen Offiziere den Bunker verlassen hatten, dann grüßte er und meldete sich.

Oberst Buderescu ging auf den deut-

schen Major zu, musterte ihn freundlich, dann streckte er ihm die Hand hin und sagte: „Ich freue mich, Sie wohlbehalten bei mir zu sehen, Herr Major. Stankoff hat mir berichtet. Sie haben sich große Verdienste um das Regiment erworben. Ich danke Ihnen. Im übrigen hat das Regiment versagt. Jämmerlich versagt!“ Er sah den Major forschend an und wollte offenbar dessen Meinung hören.

„Ich glaube nicht, daß man von einem Versagen sprechen kann“, erwiderte Stanner. „Man darf nicht vergessen, daß das Regiment nicht nur einem bis dahin nicht bekannten russischen Trommelfeuer ausgesetzt war, sondern auch einen zahlenmäßig weit überlegenen Panzergegner abzuwehren hatte.“

„Abgewehrt wurde gar nichts!“ sagte der Oberst schroff. „Davongelaufen sind sie, getürmt. Einfach schändlich! Und nicht ein Offizier hat das Rückgrat besessen, der Panik entgegenzutreten.“

„Das entspricht nicht ganz der Wahrheit“, wandte der Major ein, „wenn ich mir diesen Einwand erlauben darf, Herr Oberst. Ich habe einen jungen Oberleutnant angetroffen, draußen vor der Schlucht, der sich außerordentlich couragiert gezeigt hat.“

„So? Wirklich?“ fragte der Oberst interessiert und zweifellos glücklich darüber, nicht nur negative Stimmen zu hören. „Wissen Sie zufällig, wie der Offizier heißt, Herr Major?“

„Wenn ich mich recht entsinne: Drimba. Oberleutnant Drimba, Herr Oberst.“

„Nicht möglich, das Hähnchen! Sieh einer an! Hätte ich ihm gar nicht zugehört. Stankoff, notieren Sie sich, was der Herr Major berichtet hat!“ Und fortgehend: „Wie geht es Ihrem Bataillon, Herr Major?“

„Bis jetzt haben wir zu den Kompa-

nien noch keine Verbindung, Herr Oberst. Meine Stellungen sind genauso von den Russen überrollt worden wie die Ihrigen.“

„Und wie viele Männer sind geflohen?“ fragte Buderescu ironisch. Da Stanner darauf keine Antwort gab, sagte er: „Niemand also. Mein Gott, ich gäbe was drum, einmal für ein, zwei Jahre ein deutsches Regiment befehligen zu dürfen.“

„Es gibt auch bei uns Regimente, die vor dem Feind fliehen“, versuchte Stanner abzuschwächen.

Der Oberst streifte ihn mit einem seltsamen Blick, dann meinte er: „Reden wir nicht mehr davon. Sie möchten sicher etwas über die allgemeine Lage wissen, Herr Major.“

„Ich würde darum bitten, Herr Oberst.“

„Kommen Sie her“, sagte der Regimentskommandeur und deutete auf die große Karte. „Das ist im Moment die allgemeine Lage im Abschnitt unserer Division.“

Es gab auf der Karte, wie Major Stanner nicht anders erwartet hatte, fast nur rote Einzeichnungen.

„Der Abschnitt des Regiments ist total aufgebrochen worden“, erklärte Buderescu mit leiser Stimme, „und die Bataillone sind immer noch in Auflösung begriffen. Das zweite Bataillon existiert praktisch überhaupt nicht mehr, vom ersten Bataillon halten Reste von zwei Kompanien noch den Liskaja-Grund. Ähnlich sieht die Lage beim dritten Bataillon aus. Nach den letzten Meldungen – sie erreichten mich vor zehn Minuten – halten sich in diesem Abschnitt ebenfalls nur noch kleinere Gruppen. Im Augenblick ist es unmöglich festzustellen, was geflohen oder gefallen ist. Die Verluste dürften jedoch sehr hoch sein. Allein das vor-

ausgegangene Artilleriefeuer der Russen hat mein Regiment ein Drittel seiner Kampfstärke gekostet. Was im Moment zu tun ist, kann mit einem Satz umrissen werden: Wir müssen versuchen, eine Verbindung Höhe 434–Liskaja-Grund herzustellen. Außerdem benötigen wir dringend Artillerie- und Panzerunterstützung. Ich versuchte Ihren Divisionskommandeur zu erreichen, leider bekam ich keine Verbindung.“

„Dasselbe meinte auch der Herr General.“

Ein rascher, aufmerksamer Blick des Obersten.

„Sie haben mit ihm gesprochen?“

„Jawohl, Herr Oberst.“

„Was sagte der General?“

„Der General sagte, daß die Höhe 434 unter keinen Umständen verlorengehen dürfte und die Stellungen um jeden Preis zu halten seien. Außerdem erwartet der General von Herrn Oberst laufend Lageberichte.“

„Das war alles?“ fragte Buderescu enttäuscht und leicht verärgert.

„Nein! Die Division bemüht sich, Entsatzkräfte freizubekommen. Artillerie ist zugesagt, und die Sturmgeschütze, die wir erwarten, sollen ebenfalls unterwegs sein.“

Das war zwar eine fromme Lüge, aber in diesem Falle schien es angebracht zu sein, dem rumänischen Regimentskommandeur wenigstens ein klein wenig Hoffnung einzuflößen.

„Es ist höchste Eile geboten, wenn wir noch etwas retten wollen“, sagte Buderescu nachdenklich und starrte auf die Karte. Dann blickte er Stanner wieder an.

„Ich hörte, Sie wollen einen Gegenstoß unternehmen, Herr Major.“

„Jawohl, Herr Oberst. Ich hätte das auch bereits getan, hielt es aber vorerst

für zweckmäßiger, in und vor der Balka die Lage zu festigen.“

Der Oberst nickte zustimmend.

„Und mit welchen Kräften wollen Sie den Gegenstoß durchführen, Herr Major Stanner?“

„Mit meinem Pionierzug, Herr Oberst.“

Buderescu schüttelte den Kopf.

„Was seid ihr Preußen doch für merkwürdige Menschen“, sagte er. „Da greifen die Russen mit zwei oder gar drei Bataillonen an, rennen uns glatt über den Haufen, und Sie unternehmen mit einem Pionierzug einen Gegenstoß. Das ist natürlich Wahnwitz!“

„Durchaus nicht, Herr Oberst“, antwortete Stanner kühl. „Im Augenblick ist die russische Infanterie noch nicht nachgezogen worden. Und die Panzer, die uns unmittelbar bedrohen, sind ebenfalls zurückgezogen worden. Wenn wir uns beeilen, können wir die Höhe 434 vielleicht noch retten.“

„Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll“, sagte der Oberst, „euren Optimismus oder eure Kühnheit. Eigentlich ist es unverständlich, daß ihr Deutschen diesen Krieg zu verlieren scheint.“

„Wir haben ihn noch nicht verloren!“ antwortete Major Stanner darauf eisig.

„Sie sind mir im Verlauf der drei Monate, während derer wir zusammen diese Kämpfe durchstanden, sehr ans Herz gewachsen“, sagte der Rumäne unbeeindruckt. „Und deshalb rede ich mit Ihnen auch ganz offen und frei. Herr Major, dieser Krieg geht verloren, so, wie es jetzt aussieht, jedenfalls. Bitte, das ändert nichts an meiner persönlichen Bündnistreue. Ich werde Ihrem Land die Treue auch weiterhin halten. Aber – und das muß ich Ihnen mit allem Nachdruck einmal sagen – so denken

längst nicht mehr alle Kommandeure bei uns.“

„Das ist schlimm genug, Herr Oberst“, sagte Stanner mit Nachdruck.

„Gewiß“, antwortete der Oberst, „ist das schlimm. Aber in meinem Land scheint sich ein Umsturz vorzubereiten, das heißt, er hat bereits stattgefunden.“

Stanner blickte den Oberst betroffen an.

„Ist das wahr?“ fragte er verblüfft.

„Ja! Ich weiß, daß man euch über diese Tatsachen noch nicht informiert hat. Aber so ist es. Bereits seit Monaten wird in Bukarest an einem Plan gearbeitet, die rumänischen Kampfverbände aus der deutschen Front herauszulösen. Ich weiß zufällig ganz genau, daß Armeegeneral Mihai Racovitza den Abfall von Deutschland längst vorbereitet hatte. Man sagt sogar, daß der General an Geheimverhandlungen mit den Sowjets teilgenommen habe, und zwar im Karpatenkloster Caehlau. Aber denken Sie nun nicht, daß Racovitza das alles im Alleingang gemacht hat. Ihm zur Seite stehen die Generale Constantinescu-Claps und Aurel Aldea, zwei unserer profiliertesten Heerführer. In ihrem Gefolge marschiert natürlich eine ganze Anzahl von höheren Stabsoffizieren. Unter anderem auch Oberst Cutor.“

„Cutor?“ Major Stanner sah den Oberst perplex an.

Buderescu hob resignierend die Hände.

„Ja, auch Oberst Cutor. Ihm haben wir letztlich die Schweinereien in unserem Abschnitt zu verdanken. Vertrauensleute haben mir berichtet, daß Oberst Cutor noch vor dem Feuerüberfall mit dem sowjetischen Oberkommando in Verbindung getreten sei und die Übergabe seines Regiments angeboten habe. Natürlich akzeptierten die

Sowjets das, und Cutor lief mit seinem ganzen Regiment über. Ein Major, der sich weigerte, wurde erschossen. – Ich mußte Ihnen das einmal sagen, vielleicht verstehen Sie jetzt unsere Lage besser. Daß viele unserer Soldaten und auch Offiziere keinen Sinn mehr in diesem Krieg sehen, braucht nicht zu verwundern. Übrigens habe ich heute früh gehört, daß auch Marschall Antonescu⁷⁾ ausgeschaltet worden ist. Der König hat ihn nach einer Unterredung im königlichen Schloß verhaften lassen. König Mihail hat unterdessen das Ende der Diktatur bekanntgeben lassen und seinen Soldaten befohlen, die Waffen niederzulegen. Ihr ‚Führer‘⁸⁾ hat daraufhin den Befehl gegeben, den Militärputsch niederzuschlagen und einen General Gerstenberg⁹⁾ damit beauftragt. Wie ich hörte, schlug das fehl, weil der Bukarest verteidigende rumänische General Jonescu zufällig über einige Dutzend Panzer verfügte. So also sieht es aus, mein lieber Major Stanner.“

Stanner benötigte einige Zeit, bis er diese Hiobsbotschaften verdaut hatte. Dann wandte er sich an den rumänischen Obersten mit der Frage: „Und was gedenken Herr Oberst in Zukunft für eine Haltung einzunehmen?“

„Das Regiment kämpft an der Seite seiner deutschen Verbündeten weiter“, antwortete Buderescu. „Und was meine Person betrifft, Herr Major, ich habe vorgesorgt.“ Er klopfte auf seine Pistolentasche, deren Lederschleife geöffnet war. „Die letzte Kugel ist für mich“, sagte er mit starrem Lächeln. „Aber seien Sie ganz unbesorgt, mein Lieber, ich gönne sie mir erst dann, wenn es gar keinen Ausweg mehr gibt.“

„Und wie steht es mit Ihren Offizieren, Herr Oberst?“

„Sind im großen und ganzen anstän-

dige Burschen, wenn auch nicht gerade die mutigsten. Aber von den Sowjets wollen sie nichts wissen; nach dem jetzigen Stand der Dinge, das möchte ich ausdrücklich hinzufügen. Was morgen oder übermorgen sein wird, weiß ich nicht. Es wird viel darauf ankommen, wie stark die Unterstützung von deutscher Seite ist.“

„Wir werden alles tun, um die Lage wieder fest in die Hand zu bekommen“, sagte der Major, glaubte aber selbst nicht daran.

„Hoffen wir es“, sagte der Oberst, und es sah so aus, als wollte er das Gespräch zu Ende bringen.

„Sind Ihre Mitteilungen nur für mich allein bestimmt, oder ist es erlaubt, diese Informationen an meinen Divisionskommandeur weiterzugeben“, wollte Stanner noch wissen.

Buderescu lächelte nachsichtig.

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß der General über die jüngsten Vorgänge in Bukarest nicht bereits unterrichtet ist. Aber bitte, ich lege Ihnen keinen Maulkorb an, Herr Major. Halten Sie es, wie Sie es wollen.“

„Ich danke Ihnen für das Vertrauen, Herr Oberst“, sagte Stanner mechanisch.

Buderescu schüttelte ihm die Hand; herzlich und kräftig. Dann meinte er:

„Ich werde diesem Hähnchen, verzeihen Sie, ich meine den Oberleutnant Drimba, den Befehl geben, mit einem Zug Ihren Gegenstoß zu unterstützen. Nehmen Sie Drimba mit, er ist wirklich kein übler Bursche. Im übrigen habe ich Sie und den mutigen Obergefreiten für eine hohe rumänische Tapferkeitsauszeichnung vorgeschlagen.“

„Gehorsamsten Dank, Herr Oberst“, erwiderte Stanner, „aber ich denke, wir haben jetzt anderes zu tun, als an Auszeichnungen ...“

„Seien Sie nicht bitter“, unterbrach ihn der Oberst, und Stanner konnte sich nicht erinnern, ihn jemals in einem solch milden Ton reden gehört zu haben. „Ich weiß, was Sie von Auszeichnungen halten, die von einem Bundesgenossen kommen, der eben erst ins feindliche Lager übergeschwenkt ist. Aber ich bitte Sie herzlich, den Orden als das zu betrachten, was er sein soll: Ausdruck echter und tiefer Dankbarkeit. Und noch etwas, Herr Major: Seien Sie meinem Land nicht gram. Es befindet sich in einer schrecklichen Lage, und es ist viel Blut bei uns geflossen – für Deutschland, Herr Major. Nur für Deutschland. Nicht für uns.“

Wie recht er hat, dachte Stanner und fühlte sich beschämt. Er grüßte und ging rasch aus dem Bunker.

Draußen standen die Offiziere herum. Sie warfen ihm aufmerksame Blicke zu, als forschten sie in seinem Gesicht, welche Entschlüsse drinnen im Bunker gefallen sein mochten.

Stanner hätte gern ein paar ermunternde Worte an sie gerichtet, aber einer von Buderescus Ordonnanzoffizieren brüllte in diesem Moment vom Bunker her:

„Die Herren werden zu Herrn Oberst befohlen.“

Da wandte sich Stanner seinem eigenen Gefechtsstand zu. Er war noch keine zehn Schritte weit gegangen, als Hauptmann Stankoff hinterherkam und ihn einholte.

Stanner blieb überrascht stehen.

„Herr Stankoff, was gibt's? Ich habe Sie die ganze Zeit nicht mehr gesehen. Wo waren Sie denn?“

„Im Bunker, Herr Major“, antwortete der Hauptmann. „Ich habe alles mitangehört.“

„Dafür sind Sie der Adjutant“, sagte Stanner und grinste. „Adjutantenohren

hören nun einmal mehr als gewöhnliche Sterbliche.“

„Herr Major!“ setzte Stankoff an und erstarrte zur Salzsäule, brachte aber den angefangenen Satz nicht zu Ende.

Stanner schaute ihn verblüfft an.

„Um Himmels willen, Stankoff, was gibt's denn? Haben Sie mir noch eine zusätzliche Mitteilung zu machen? – So reden Sie schon, Mann!“ forderte er den rumänischen Offizier auf.

„Ich bitte gehorsamst um Verzeihung, Herr Major, aber es handelt sich um eine – äußerst delikate Sache, ja, um ein militärisches Geheimnis, wenn ich mich so ausdrücken darf.“

„Und Sie sind nicht befugt, mir davon Mitteilung zu machen“, sagte Stanner trocken.

Stankoff nickte. „So ist es, Herr Major. Dennoch muß ich es tun. Ich bitte Sie nur, Stillschweigen darüber zu bewahren. Und ich tue es auch nur wegen Oberst Buderescu.“

„Herr Hauptmann Stankoff“, sagte der Major langsam und betonte jedes Wort. „Ich will nicht Mitverschwörer werden, verstehen Sie mich? Wenn es sich jedoch um eine Sache handelt, die unsere beiderseitigen Interessen betrifft und ich Ihnen helfen kann, dann reden Sie.“

„Jawohl, Herr Major.“ Er richtete sich noch mehr in den Schultern auf, dann sagte er knapp:

„Herr Major, Oberst Buderescu hat Ihnen nur die Hälfte der Wahrheit gesagt.“

„So?“ Stanner blickte den Hauptmann interessiert an. „Und Sie sehen sich gezwungen, mir auch die andere Hälfte anzuvertrauen?“

„Ich muß es im Interesse des Obersten tun“, sagte Stankoff.

„Bitte!“

„Der Oberst hat vor zwei Stunden von der 3. rumänischen Armee den Befehl bekommen, die Waffen niederzulegen.“

„Um Gottes willen!“ konnte Stanner nur sagen und fühlte, wie seine Hände zu zittern begannen. Er begriff sofort die riesige Gefahr. Kam Buderescu dem Armeebefehl nach, brach die ganze Front zusammen, und die deutsche Division stand auf verlorenem Posten.

„Stankoff, warum hat mir der Oberst nichts davon gesagt?“ fragte er nach einer Weile.

„Warum wohl? Er fühlt sich an Befehle gebunden.“

„Zum Teufel, an was für Befehle?“ entfuhr es Stanner. „Mein Gott, Stankoff, Oberst Buderescu muß sich doch entscheiden. Entweder er steht weiterhin auf unserer Seite oder er geht zu den anderen über. Aber dann muß er das klar sagen.“

„Oberst Buderescu hat sich bereits entschieden“, sagte der Hauptmann. „Er wird weiterkämpfen. Dennoch existiert dieser Befehl. Man muß dem alten Herrn ein wenig Zeit lassen, um sich zu fassen. Das müssen Sie doch begreifen, Herr Major.“

Stanner sah Stankoff scharf an, dann sagte er:

„Alles, was Sie mir eben mitteilten, Herr Hauptmann, entspricht den Tatsachen?“

Röte schoß dem Rumänen in die Wangen. Mit einer eckigen Bewegung griff er in seinen Jackenärmel und holte ein Schriftstück hervor.

„Hier, das ist der Befehl der 3. rumänischen Armee“, sagte er mit leiser, etwas vibrierender Stimme. „Lesen Sie, Herr Major.“

Major Stanner winkte ab. „Das ist nicht nötig, Stankoff, ich glaube Ihnen

auch so. Außerdem kann ich nicht rumänisch lesen. Wie wird der Oberst auf den Befehl reagieren?“

„Überhaupt nicht“, antwortete der Hauptmann.

„Das verstehe ich nicht“, sagte Stanner.

„Der Armeebefehl kam durch einen Kurier“, erklärte Stankoff in ruhigem Ton. „Der Kurier wurde aber unterwegs durch Artillerieeinwirkung schwer verwundet, er starb im Gefechtsstand.“

„Ich verstehe“, sagte Stanner. „Wer außer dem Oberst und Ihnen hat von dem Befehl noch Kenntnis erhalten?“

„Niemand mehr. Es wird auch niemand außer uns beiden etwas erfahren.“

Stanner dachte einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Ich fürchte, der Oberst wird unter Umständen in arge Schwierigkeiten geraten. Ich kann mir nämlich nicht recht vorstellen, daß General Dumitrescu nicht auf eine Bestätigung dieses Befehls wartet. Sie haben doch noch Funkverbindung zur dritten Armee, oder nicht?“

„Seit einer Stunde nicht mehr, Herr Major.“

„Nun, das erleichtert die ganze Angelegenheit etwas“, sagte der Major. „Trotzdem: Oberst Buderescus Lage ist schwierig, das sehe ich ein.“

„Das ist mit ein Grund, warum ich Sie sprechen wollte, Herr Major. Sie müssen dem Oberst helfen.“

Stanner hob erstaunt die Augenbrauen.

„Ich? Wie stellen Sie sich das vor, Herr Stankoff? Ich bin ein kleiner Bataillonskommandeur, weiter nichts. Ich besitze keinen großen Einfluß.“

„Der Oberst müßte die Gelegenheit haben, mit Ihrem General zu spre-

chen“, sagte der Hauptmann, und Zuvorsicht leuchtete in seinen Augen auf.

„Gewiß, das wäre nicht verkehrt“, sagte Stanner. „Warum tut der Oberst das nicht?“

„Die Leitung zur Division ist unterbrochen“, erwiderte Stankoff.

„Ja, ich weiß. Aber es hindert den Oberst doch niemand daran, zum Divisionsgefechtsstand zu fahren.“

„Der Oberst will, solange die Lage nicht geklärt ist, seinen Gefechtsstand unter keinen Umständen verlassen. Oberst Buderescu sagte wörtlich zu mir: ‚Stellen Sie sich vor, Stankoff, ich führe zur deutschen Division und hier passiert eine Schweinerei. Man würde sagen, ich hätte mich in der Stunde der Gefahr aus Feigheit verdrückt. – Nein, ich bleibe so lange, bis ich klarer sehen kann.‘“

„Er hat recht“, sagte Major Stanner. „Übrigens, weiß der Oberst davon, daß Sie mit mir sprechen?“

Stankoff schüttelte den Kopf. „Nein. Oberst Buderescu hat keine Ahnung davon, und ich bitte Sie, vorerst ebenfalls darüber zu schweigen.“

„Aber wie soll ich dann vermitteln, Herr Stankoff?“

„Ich würde Sie lediglich bitten, bei Ihrer Division anzufragen, wann ein kurzer Besuch des Obersten möglich ist.“

„Das werde ich gerne tun“, sagte Stanner.

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Major. Darf ich Sie jetzt verlassen? Ich möchte nicht zu lange vom Gefechtsstand wegbleiben, Sie verstehen?“

Stanner schüttelte dem rumänischen Regimentsadjutanten die Hand.

„Weiterhin Kopf hoch, Herr Stankoff. Irgendwie kriegen wir schon alles wieder hin. Und herzlichen Dank, daß Sie mich ins Vertrauen gezogen haben.“

Ich sehe jetzt manche Dinge in einem anderen Licht, Herr Hauptmann. Im übrigen versichere ich Ihnen, daß wir Sie und das Regiment nicht im Stich lassen werden.“

„Danke! Danke nochmals!“ sagte Stankoff, grüßte und machte kehrt. Mit energischen Schritten ging er zum Stabsbunker zurück.

Als Stanner in seinen Gefechtsstand zurückkam, hatte Oberleutnant Förg für Essen gesorgt. Es gab heiße Erbsensuppe mit kleinen Mengen geräucher-tem Speck darin.

„Sie werden sicherlich Hunger haben, Herr Major“, empfing der Bataillonsadjutant Stanner.

Der Major hob schnuppernd die Nase. „Riecht nicht schlecht“, sagte er und grinste. „Aber eigentlich ist mir der Hunger vergangen, Förg.“

„Gab es Ärger bei den Rumänen, Herr Major?“

„Ärger? Ach, wenn es nur das wäre, Förg. Es ist, gelinde ausgedrückt, eine Katastrophe.“

Er setzte sich auf eine leere Munitionskiste und begann die brühendheiße Suppe hinunterzulöffeln.

„Woher haben Sie die Suppe überhaupt?“ fragte der Major zwischendurch.

„Kam von der rumänischen Offiziersküche“, grinste der Oberleutnant. „Ein Riesentopf voll. Alle Mann wurden satt davon. Heldentaten lohnen sich immer noch, Herr Major.“

„Mensch, hören Sie mir bloß davon auf“, knurrte Stanner. „Was von den Kompanien gehört?“

„Jawohl, Herr Major. Die Erste und die Zweite sind eingeschlossen und bitten um Granatwerferunterstützung. Die Dritte will versuchen, sich bei Einbruch der Dunkelheit auf die Linie B zurückzuziehen.“

„Ging das über Funk?“ wollte der Major wissen.

„Über Sprechfunk, Herr Major.“

„Verluste?“

„Bei der Ersten vierzehn Verwundete und Tote. Bei der zweiten und dritten Kompanie nur sechs Leichtverwundete“, meldete der Adjutant.

„Das ist ja erfreulich. Was von der Division gehört, Förg?“

„Jawohl, Herr Major. Die Sturmgeschütze werden in einer halben Stunde eintreffen. Sie waren vorübergehend von der Nachbardivision vereinnahmt worden, mußten aber auf Intervention des Generals wieder freigegeben werden.“

„Wie viele Kanonen sind es?“ erkundigte sich der Major.

„Vier Stück, Herr Major. Ab zehn Uhr fünfzehn stehen uns außerdem die Haubitzenbatterien zur Verfügung.“

„Nicht möglich“, spottete der Bataillonskommandeur und kratzte den Rest Suppe aus dem Kochgeschirr.

„Ohne Fourage keine Courage, sagen die Rumänen“, grinste der Major. „Die Burschen haben recht, Förg. Haben Sie etwas über die große Lage in Erfahrung bringen können?“

„Südlich unseres Nachbarregiments ziehen die russischen Panzer- und Infanterieverbände fast ohne jeglichen Widerstand westwärts, Herr Major. Heeres-Flak hat zwar die russische Panzerspitze bei Gordokow vorübergehend stoppen können, aber da weitere Panzerkräfte im Anmarsch sind, ist es fraglich, ob der Vormarsch der Russen abgefangen werden kann. Unsere Division hat Befehl erhalten, sich einzugeln und die Stellungen zu halten.“

„Ich möchte mal wissen, was dabei herauskommen soll“, knurrte der Major und schob das Kochgeschirr zur Seite. „Einigeln! So 'n Quatsch. Das

hat doch nur dann einen Sinn, wenn die Armee noch offensiv werden kann. Ich verstehe das alles nicht mehr, Förg. Warum, um Himmels willen, nimmt man nicht die ganze Armee auf die Pruth-Linie zurück? In zwei Tagen sind wir hier hoffnungslos überflügelt und abgeschnitten.“

„Das ist auch die Ansicht der Division“, sagte Förg zustimmend. „Aber die Armee hat anders entschieden“, fuhr er fort. „Der Ia¹⁰) hat befohlen, daß alle Schritte zu unternehmen sind, um die Rumänen noch zwei oder drei Tage bei der Stange zu halten.“

„Bei der Stange halten ist gut gesagt“, seufzte der Major und steckte sich eine Zigarette an.

Oberleutnant Förg gab seinem Kommandeur Feuer. „Ja, das habe ich auch nicht verstanden, Herr Major.“

Stanner sog den Rauch in die Lungen und lachte bitter auf. „Sie werden es gleich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß es in Bukarest einen Militärputsch gegeben hat. Rumänien ist zu den ‚Iwans‘¹¹) übergelaufen.“

„Herr Major scherzen wohl“, sagte der Adjutant.

„Ich scherze nicht, Förg, das ist leider unumstößliche Wahrheit. Und wir werden uns mit dieser Tatsache abfinden müssen.“

„Wissen die rumänischen Soldaten schon von dem Umsturz, Herr Major?“

Stanner zuckte die Schultern. „Ich fürchte, daß die Burschen mehr wissen, als ihnen guttut.“

„Und wie wird sich Oberst Buderescu verhalten?“ fragte der Adjutant mit gepreßter Stimme.

„Der Oberst bleibt bei der Stange“, gab der Major zur Antwort. „Aber ein Oberst macht noch kein Regiment aus. Im übrigen scheint Buderescu mit dem Leben abgeschlossen zu haben. Er läuft

nur noch mit offener Pistolentasche herum. – So, Förg, jetzt haben wir an andere Dinge zu denken. Ist der VB¹²) verständigt?“

„Er hält sich zur Verfügung, Herr Major.“

„Und wie sieht’s vor der Balka aus?“

„Die T 34 haben sich, wie Schneider gemeldet hat, bis hinter die Höhe 434 zurückgezogen. Auf der Höhe liegen aber ungefähr vierzig bis fünfzig Russen mit zwei Maschinengewehren. Ob unsere Kompanien sich weiterhin behaupten konnten, steht noch nicht fest. Ich habe mit den Kompaniechefs ausgemacht, daß sie gegen zehn Uhr wieder melden.“

„Gut, Förg. Wir warten die Sturmgeschütze ab, dann unternehmen wir einen Gegenstoß in Richtung der Höhe. Oberst Buderescu hat mir die Unterstützung der Kompanie Drimba zugesagt. Das ist der Haufen, der vor dem östlichen Balka Ausgang liegt.“

„Schneider meldete, daß diese Kompanie sich anscheinend wieder gefangen hat. Oberleutnant Drimba soll bereits zu unserem Gefechtsstand unterwegs sein“, sagte der Oberleutnant.

Major Stanner schaute auf die Uhr. „Sieben Minuten vor zehn. Wie verständigen wir uns übrigens mit der Artillerie?“

„Es wird bereits eine Leitung gelegt“, antwortete der Adjutant. „Sollten die Leitungsleger nicht zu uns durchkommen, hat die Division Funkverkehr befohlen.“

Stanner nickte Förg zu. „Lassen Sie den VB jetzt kommen. Ich möchte mit ihm den Feuerplan besprechen.“

Die „434“ war ein Höhenplateau, nach beiden Seiten hin flach wie ein Nudelbrett, ohne Busch, ohne Baum,

kaum Gras. Sie zerschnitt das Gelände und auch zwei Regimenter, nämlich das von Oberst Buderescu und jenes von Cutor. Militärisch nannte man so etwas eine Nahtstelle.

Da die sogenannten Nahtstellen vom Gegner mit Vorliebe als Angriffsschwerpunkt ausgesucht werden, hatte man die Höhe vorsichtshalber schon frühzeitig von Heerespionieren ausbauen lassen. Hier an der „434“ sollten sich die Russen die Zähne ausbeißen. Hier sollten sie sich verbluten.

So dachte man. Wobei gesagt werden muß, daß diese Rechnung vermutlich auch aufgegangen wäre, wenn der Russe mit Infanterie angegriffen hätte. Infanterie hatte auf dem zwei Kilometer langen Osthang keine Angriffschance. Leider tat der Gegner aber etwas anderes: Er gruppierte in der Nacht vor dem Angriff um, schickte die Infanterie zurück und holte Panzer heran. Plötzlich stimmte dann die Rechnung nicht mehr, denn das flache, steinharte Gelände war gerade für Panzer ein ideales Terrain. Und da man auf deutscher sowie auf rumänischer Seite über keine schweren panzerbrechenden Waffen verfügte, wurde der Angriff für die Russen ein Spaziergang. Für die verdutzten und erschreckten Rumänen aber, welche die Höhe zu verteidigen hatten, die Hölle schlechthin.

Als alles geschehen war, verfluchten die Rumänen den Umstand, daß ausgerechnet sie es waren, die hier dem russischen Panzersturm gegenüberlagen.

Vor drei Tagen – so lange war es her, daß man die „434“ besetzte – war das allerdings noch anders gewesen. Als sie das von den Pionieren ausgebaute Grabensystem sahen, staunten sie. Gab es so etwas überhaupt noch? Vier Kilometer Lauf- und Verbindungsgräben! Vierzehn in den Hang getriebene solide

MG-Stellungen mit Bunkern daneben, die drei Meter unter der Erde lagen! Und im Zentrum der Stellung ein raffiniert angelegtes Minenfeld.

„Uneinnehmbar!“ hieß es in rumänischen Stabskreisen.

„Uneinnehmbar“, soll auch Oberst Buderescu gesagt haben, als er die „434“ besichtigte.

Als er von der Fahrt in seinen Stabsbunker zurückkam, gab es wegen der „434“ Ärger. Die deutsche Division, der Buderescu unterstellt war, hatte umdisponiert. Nicht die Rumänen, so erfuhr der Oberst, sollten die Stellung verteidigen, sondern ein deutsches Bataillon: das von Major Stanner.

Buderescu ließ sich sofort mit der Division verbinden, und zwischen ihm und dem deutschen General kam es zu einer heftigen Kontroverse. Der General wies darauf hin, daß die Höhe bei der Abwehr eines immerhin möglichen Großangriffes eine dominierende Rolle spiele und deshalb von einer kampferprobten Einheit verteidigt werden müßte. Buderescu wiederum machte geltend, daß es nun wirklich an der Zeit sei, auch einmal einer rumänischen Einheit die Möglichkeit zu geben, in einem gutausgebauten Stellungssystem zu kämpfen. Immerhin besitze man keine schweren Waffen, leide an Munitionsmangel und – das sei zugegeben – auch an Kampferfahrung. Gerade deshalb aber sei es notwendig, die ohnehin demoralisierten rumänischen Einheiten in einem Abschnitt einzusetzen, der ihnen die Möglichkeiten biete, gewisse Vorteile – und sei es auch nur die des Geländes – auszunutzen.

Der General hörte sich alles an und gab nach. Auch er kannte die „434“ und ihren ausgezeichneten Verteidigungszustand. Vielleicht, so mag er gedacht haben, ist es wirklich vernünfti-

ger, die Rumänen auf die Höhe 434 zu setzen. Selbst bei einem Großangriff bot sie einem Verteidiger reelle Chancen, sich zu behaupten. Zudem kam noch hinzu, daß der General über die Bukarester Geschehnisse informiert war und deshalb im Umgang mit dem Bündnispartner besonders vorsichtig sein mußte.

Die Rumänen bezogen also „434“, Stanners Bataillon dagegen das Gelände südlich der Höhe. Es sollte notfalls als Korsettstange fungieren. „Korsettstange“ hatte außerdem der Major zu spielen, der seinen Gefechtsstand auf ausdrücklichen Befehl des Generals in die Balka zu den Rumänen legen mußte. Wortwörtlich sagte der General zum Major:

„Stanner, ich erwarte von Ihnen, daß Sie Ihre ganze Erfahrung und Ihren Mut in die Waagschale werfen, wenn es notwendig werden sollte. Die ‚434‘ ist Nahtstelle, vergessen Sie das nicht. Unterstützen Sie den Oberst in jeder Beziehung, und lassen Sie nie die Verbindung zu ihm abreißen. Buderescu ist ein hervorragender Mann, aber seine Offiziere sind kampfunerfahren und neigen zum Defätismus. Wenn das Dach zu brennen anfängt, Stanner, müssen Sie und Ihr Bataillon die Feuerwehr spielen. Ich kann Ihnen das nicht ersparen. Kommt es zum russischen Großangriff – und alles deutet darauf hin, daß Malinowskij¹³⁾ und Tolbuchin¹⁴⁾ losschlagen werden –, wird unsere Division im Brennpunkt der russischen Angriffe stehen.“

Major Stanner ging also zähneknirschend in das Gelände südlich der Höhe 434 und richtete sich dort mit dem Bataillon zur Verteidigung ein. Schon bei der ersten Inspektion wurde ihm klar, daß er das von Bachläufen und Buschland durchzogene Terrain mit

seinen schwachen Kräften niemals erfolgreich würde verteidigen können. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als das Bataillon stützpunktartig einzusetzen. Noch unglücklicher als über das Gelände war er allerdings über die Tatsache, daß sein Gefechtsstand fast drei Kilometer von der HKL¹⁵⁾ entfernt lag. Wie sollte da im Ernstfall eine vernünftige Nachrichtenverbindung aufrechterhalten werden? Ganz abgesehen davon, daß der Kommandoweg viel zu weit war. Doch Stanner konnte daran nichts ändern und fügte sich in das Unvermeidliche.

Nun, es kam, wie es kommen mußte. Das Bataillon wurde bereits beim ersten Ansturm der Russen überrannt, die Kompanien abgeschnitten. Weit schlimmer aber war natürlich, daß die „434“ verlorenging, die Rumänen trotz ausgebauter Stellungen türmten und die taktisch wichtige Höhe den Russen beinahe kampfflos überließen. Dabei konnte man ihnen nicht einmal einen großen Vorwurf machen, weil die erwartete Stoßrichtung des Feindes nicht aus dem Osten – also frontal – erfolgte, sondern aus Nordosten. Aus jener Lücke heraus also, die das übergelaufene Regiment Cutor geöffnet hatte. Und schließlich kamen die Russen, wie bekannt, nicht mit Infanterie, sondern mit Panzern.

Jetzt, nach drei Stunden unentwegter russischer Angriffstätigkeit, vererbte wenigstens im Abschnitt des Regiments Buderescu die russische Feuer- und Angriffstätigkeit. Die Panzer waren durch, die Infanterie noch nicht nachgezogen worden. Sturminfanterie in Stärke von zwei Bataillonen dagegen lag vor und hinter den deutsch-rumänischen Linien und beschäftigte sich vornehmlich damit, die verschiedenen Stützpunkte einzukreisen und von ih-

ren rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden. Diese sollten beim zweiten Ansturm wohl keinen Widerstand mehr leisten und vor allem nicht mehr offensiv werden.

Die exponierteste Einheit des Bataillons Stanner war die Kompanie des Leutnants Bösel. Bösels nördliche Flanke war die Höhe 434, auf der Russen in Stärke von zirka vierzig Mann saßen. Sie hockten in den Gräben, unsichtbar für Bösels Männer, aber auf der Hut, wie sich des öfteren schon gezeigt hatte. Wann immer ein Mann des 1. Zuges leichtsinnig seinen Kopf aus der Deckung genommen hatte (der 1. Zug lag direkt unten am Südosthang von „434“), dann knallte es. Schließlich ließen sie es sein und verkrochen sich in ihre Deckungslöcher.

Dirpolzheimer, der Führer des 2. Zuges, hatte vor einer halben Stunde mit drei Mann vorsichtig in östlicher Richtung gegen einen Bachlauf vorgefühlt und war durch heftiges, gutliegendes MG-Feuer prompt abgewiesen worden. Dabei konnte er vier russische MG ausmachen, an die aber nicht heranzukommen war, weil zuvor ein Bachlauf hätte überquert werden müssen. Ein solches Vorhaben verbot sich aber von selbst, weil der Bachgrund von Bösel abgeholzt worden war, um besseres Schußfeld zu bekommen. Diese gutgemeinte Vorsichtsmaßnahme erwies sich nun als äußerst verhängnisvoll.

Nicht viel anders sah es beim 3. Zug aus, der nach Süden hin abschirmte und Verbindung zur 3. Kompanie aufrechterhalten sollte. Hier zog sich buschartiges Wacholdergestrüpp kilometerweit nach Südwesten hin. Der Russe hatte in dieses Gelände zwar keine Maschinengewehre gelegt – sie hätten ihm auch nicht viel genützt –, dafür ein gutes Dutzend Scharfschützen.

Diese beherrschten das Gelände. Von einem wulstartigen Damm herab schossen sie auf alles, was sich nur irgendwie bewegte. Und sie trafen auch.

Westwärts sah es ähnlich aus. Ein zwar dünner, aber sehr geschickt postierter Scharfschützenkordon konnte jeden Ausbruch vereiteln. Die Kompanie war festgenagelt. Sie konnte nur auf die Nacht hoffen oder auf einen Einsatzangriff, der die beherrschende Höhe 434 wieder in eigenen Besitz bringen würde. Sollte das gelingen und hatte man genügend Artillerie zur Verfügung, deren Beobachter von „434“ aus das Feuer leiten könnte, bestand vielleicht noch die Aussicht, sich aus der Umklammerung frei zu machen.

Vor fünf Minuten hatte Leutnant Bösel mit dem Major über Funksprech die augenblickliche Lage erörtert. Bösel hatte dem Major zu verstehen gegeben, daß jeder Ausbruchsversuch bei Tag nur mit schwersten Opfern erkaufft werden könnte, und darum gebeten, die Dunkelheit abzuwarten. In der Nacht würde man versuchen, sich aus der Umklammerung zu befreien.

Ähnlich war die Lage auch bei den anderen Kompanien. Ausbruch bei Tag: unmöglich!

Der Major mußte also darauf verzichten, seine Kompanien für den Gegenstoß einzuplanen. Eine Weile spielte er mit dem Gedanken, die ganze Aktion auf die Nacht zu verschieben und besprach sich sogar mit dem Ia der Division. Aber Major Zervath konnte seine Zustimmung nicht geben.

„Wir haben eine Fliegermeldung erhalten“, sagte der Ia zum Bataillonskommandeur, „derzufolge die Russen Infanterie herankarren. Es ist klar, daß sie das gewonnene Gelände so schnell wie möglich sichern wollen. Warten wir aber noch einen halben Tag zu, geht

uns ,434‘ für immer verloren. Und wenn auf dem Plateau der Feind erst in Bataillonsstärke sitzt, ist es aussichtslos, ihn wieder herunterzuwerfen. Ihr müßt daher angreifen, Stanner!“

„Besser wäre es, die ganze Front zurückzunehmen.“

„Die Armee kann nicht. Sie hat aus dem Führerhauptquartier den ausdrücklichen Befehl erhalten, keinen Schritt zurückzuweichen. Hitler¹⁶⁾ hat sich vorbehalten, selbst den Befehl zum Rückzug zu geben.“

„Ich verstehe“, hatte der Major gesagt und eingehängt.

Das alte Lied! Armeen besaßen keine Entscheidungsgewalt mehr. Armeen und Heeresgruppen wurden nicht mehr nach den taktischen und strategischen Erfordernissen eingesetzt, sondern durch die Willkür eines einzelnen Mannes, der die unbeschränkte Macht besaß, wie Schachbrettfiguren herumgeschoben und wahllos dem Moloch Prestige geopfert. Es war zum Ausderhaut-Fahren. Dabei hatte Generaloberst Frießner¹⁷⁾, Chef der Heeresgruppe Süd-Ukraine, bereits vor der russischen Offensive Hitler dringend ersucht, die Front der Heeresgruppe hinter die 1917 schon bewährte Donau-Sereth-Karpatenlinie zurückzunehmen. Umsonst! Hitler zwang die Heeresgruppe, den schlecht zu verteidigenden, feindwärts vorgewölbten Bogen zwischen Dnjestrarmündung und Campulung im nördlichen Karpatengebiet zu halten.

Nach dem Gespräch mit dem Divisions-Ia war Stanner an die Karte getreten und hatte eingehend Gelände und Eintragungen studiert. Kein sehr erfreulicher Anblick. Rot beherrschte das Papier. Rote Stoßpfeile, Haken, Klammern. Dazwischen das verlorene Blau der eigenen Truppen. Wer eine solche

Karte mit ihren geheimnisvollen Zeichen zu lesen verstand, war ein Wissender. Er hatte Anteil an der makabren Bilanz einer Schlacht. Und mochte er auch gezwungen sein, durch den engen Sehschlitz einer Schießscharte zu schauen, die Karte erweiterte den Horizont, riß den eigenen engen Gesichtskreis brutal auf und erschreckte. Aber nach und nach gewöhnte sich das Auge an die Zeichen, die Glück oder Unglück bedeuteten. Der Mensch las sie wie die Börsennachrichten und traf kühl und nüchtern seine Entscheidungen. Hinter den Zeichen und Zahlen standen nicht mehr Menschen aus Fleisch und Blut, sondern nur noch Masse, Material, die über Sieg und Niederlage entschieden. Ein General hatte es sich bald abgewöhnt, Verantwortung für den einzelnen Menschen zu empfinden, weil der Kontakt zu diesem längst verlorengegangen war. Sein Denken und Empfinden beschäftigte sich mit anderen Begriffen. Der General dachte in der Dimension Armee, Korps, Division. Nur der kleine Truppenführer, der Regiments- und Bataillonskommandeur, war noch durch die geheimnisvolle Nabelschnur mit dem einzelnen Individuum verbunden. Und diese Männer erschrecken dann auch noch, wenn sie einen Blick auf die Karte warfen. Sie spürten dabei den eisigen Todeshauch, das unmittelbare Verhängnis, das von den Zeichen ausging.

„Der sMG-Halbzug macht mir Sorgen“, sagte Major Stanner unvermittelt und sah den Adjutanten an. „Ich kann es nicht glauben, daß die Burschen sich kassieren haben lassen. Förg, haben Sie die vereinbarten Leuchtzeichen abgeschossen?“

„Bereits dreimal, Herr Major“, erwiderte der Adjutant. „Wir erhielten keine Antwort. Ich glaube, daß wir Unter-

offizier Barz und seine Männer abschreiben müssen. Irgendein Lebenszeichen hätte Barz sonst bestimmt schon gegeben.“

„Wenn er dazu in der Lage gewesen wäre“, sagte Stanner ungeduldig. „Menschenskind, Förg, Sie wissen doch selbst, wie das ist, wenn man überrollt und abgeschnitten ist. Nehmen wir nur an, Barz hat ein Versteck gefunden, das so dicht am Russen liegt, daß er einfach keine Leuchtkugel abschießen kann. Da nützt es uns gar nichts, wenn wir auch Hunderte von Signalsätzen in die Luft knallen.“

Förg ließ dem Kommandeur die Hoffnung. Dieser hatte die Panik und das grauenvolle Abschlachten während des Panzerangriffs nicht gesehen. Er war nicht an den Schmutzhaufen vorbeigelaufen, die einmal Menschen gewesen und von dreißig Tonnen Stahl zermatscht worden waren. Nein, er wollte dem Major nicht die Hoffnung nehmen, seinen MG-Halbzug wiederzusehen. Schon deshalb nicht, weil er rein instinktiv erkannte, daß dieser Offizier noch ein Herz für seine Männer hatte; Soldaten, die ihm wie Söhne oder Brüder anvertraut waren.

„Nein, ich bin nach wie vor davon überzeugt“, sagte der Major in Förgs Gedanken hinein, „daß Barz es geschafft hat. Der Barz springt dem Teufel nicht nur von der Schippe, sondern sogar aus den Klauen. Sie werden's sehen, Förg.“

„Jetzt glaube ich es auch schon“, erwiderte der Oberleutnant und grinste den Major an.

Lärm vor dem Bunker schreckte sie hoch.

„Ist da drin euer Kommandeur?“ hörten Major und Adjutant jemand mit tiefer, knorriger Stimme fragen und einen Melder antworten: „Jawoll, Herr

Hauptmann. Hier ist der Bataillonsgefechtsstand.“

Bevor Oberleutnant Förg noch zum Major sagen konnte: „Das wird der Kommandeur der Sturmgeschütze sein“, wurde die Bunkertür aufgestoßen, und ein Hüne von Mann kroch herein. Er mußte sich tief bücken, damit er mit dem Kopf nicht gegen die Balken stieß. Im ersten Augenblick sahen Stanner und Förg nur zwei unwahrscheinlich lange Beine, die in zerknitterten und ölverschmierten Überfallhosen steckten, dann erst den ganzen Menschen, auf dessen Brust das Ritterkreuz¹⁸⁾ an einem Schnürsenkel hin und her baumelte.

„Hauptmann Beheim. Melde mich gehorsamst zur Stelle“, sagte der Lange und richtete sich vorsichtig zu seiner ganzen Größe auf, während seine Augen sich blinzelnd auf den Major hefteten und diesen abschätzten.

„Seien Sie uns herzlich willkommen“, erwiderte Stanner und ging auf den Riesen zu. „Hätte ich gewußt, daß Sie ein Wolkenkratzer sind, Herr Beheim, hätte ich die Bunkerdecke anheben lassen.“

„Nur keine Umstände, bitte sehr“, meinte der Hauptmann und lachte dröhnend. „Bin froh, daß ich euren Fuchsbau überhaupt gefunden habe.“

Sein poltriges Lachen tat den anderen gut. Es brachte frischen Wind in den Bunker.

„Also, meine Herren, wie schaut's aus im Laden?“ wandte sich der Kommandeur der Sturmgeschütze, nachdem man sich die Hände kurz geschüttelt hatte, an den Major.

Stanner gab eine kurze Lageschilderung, während draußen erneut die feindliche Artillerietätigkeit auflebte.

Das Grollen und trockene Husten schwerer Kaliber, die in der Nähe der

Schlucht einschlugen, veranlaßte den Major, sich noch kürzer zu fassen, als er vorgehabt hatte.

„Wie Sie sehen“, kam er schließlich zum Ende, „ist unsere Front total zerissen und in völliger Auflösung. Meine Kompanien sind nach wie vor eingeschlossen und können sich bestenfalls bei Dunkelheit vom Feind lösen. Auf der rumänischen Seite existiert überhaupt keine zusammenhängende HKL mehr, die Bataillone des Regiments Buderescu sind in alle Winde zerstreut, bis auf einen Resthaufen, der vor der Balka liegt. Ob es jemals gelingen wird, das Regiment wieder in den Griff zu bekommen, ist mehr als fraglich. Trotzdem besteht die Division darauf, daß wir die Stellung halten und die verlorengegangene Höhe 434 zurückgewinnen. Ich sagte es bereits: Die Höhe ist insofern wichtig, als sie beherrschend ist. Wer auf ihr Artilleriebeobachter sitzen hat, kontrolliert ein Terrain von fünfzehn mal zehn Kilometern.“

Der Hauptmann war ernst geworden.

„Was steht uns für den Angriff zur Verfügung, Herr Major?“

„Ihre Sturmgeschütze! Vier also, wenn ich Sie richtig verstanden habe. Dann ein Pionierzug und eine Kompanie Rumänen. Inwieweit diese zählen, wird sich erst noch herausstellen.“

„Eine ganz schöne Scheiße, Herr Major“, bemerkte der Hauptmann respektlos.

„Sie sagen es“, antwortete Stanner schulterzuckend.

„Und das Gelände? Wie ist es?“

„Das Gelände ist panzersicher. Harter Boden, keine Schluchten, nur ein kleiner Bachlauf, der aber keine Schwierigkeiten bereiten dürfte.“

„Ich hörte unterwegs, die Russen hätten die Schlucht mit Panzern angegriffen“, sagte der Hauptmann.

Stanner lächelte nachsichtig. „Das dürfte nicht ganz der Wahrheit entsprechen. Die Panzer sind an der Schlucht entlanggefahren und haben ein bißchen Krach gemacht. Das war alles.“

Hauptmann Beheim wollte wissen, ob noch feindliche Panzer im Vorgelände stünden.

Der Major verneinte. „Jedenfalls ist mir nichts bekannt. Die letzte Meldung lautete, daß die Feindpanzer sich zurückgezogen hätten.“

„Schön“, sagte der Kommandeur der Sturmgeschütze, „und wie weit ist es bis zur Höhe 434?“

„Vier bis fünf Kilometer.“

Beheim zog eine Grimasse. „Oh, verdammt!“ knurrte er.

„Warum?“

„Ich bin knapp mit Brennstoff, Herr Major“, erklärte der Hauptmann. „Sie wissen wohl, daß ich unterwegs von der Nachbardivision vereinnahmt wurde. Das hat mich die Hälfte meines Benzinvorrats gekostet. Länger als anderthalb Stunden kann ich die Kanonen nicht einsetzen. Ich sage das nur, damit Sie es bei Ihren Planungen berücksichtigen, Herr Major.“

„Wenn wir erst die Höhe haben, kann ich Sie vielleicht entbehren“, sagte der Major. „Wir erhalten die Unterstützung von vier Haubitzenbatterien. Das wird vorerst wohl ausreichen, denke ich.“

Das Feldtelefon klingelte. Bevor Oberleutnant Förg nach dem Hörer greifen konnte, hatte der Major bereits abgehoben.

„Rotkehlchen zwei, Major Stanner. Wer ist dort?“ Stanners Gesicht lief vor Ärger rot an. „Verdammt, ich kann Sie nicht verstehen!“ bellte er in den Apparat und übergab an Oberleutnant Förg.

„Da ist wieder dieser sächselnde Mensch von der Division dran“, knurrte er. „Nehmen Sie bitte das Gespräch ab. Ich begreife nicht, daß man Sachsen als Telefonisten verwendet.“

„Rotkehlchen zwei, Oberleutnant Förg.“ Der Adjutant hörte eine Weile zu, nickte und sagte dann: „Ja, sind eben eingetroffen. Klar, alles ist in Ordnung.“ Er hängte auf.

„Der Ia läßt anfragen, ob die Sturmgeschütze schon da sind“, wandte er sich an den Major.

Hauptmann Beheim und der Major wechselten einen Blick des Einverständnisses.

„Da haben wir's“, sagte der Major. „Man kann's nicht erwarten und winkt mit dem Zaunpfahl. Gleich wird der General anrufen und sich erkundigen, was aus dem Gegenstoß geworden ist. Ich schlage vor, wir sehen uns inzwischen das Gelände an, Herr Beheim. Vor der Balka geht das recht gut. – Förg!“

„Herr Major?“

„Sollte die Division noch einmal anrufen, sagen Sie den Herren, ich wäre mit dem Hauptmann unterwegs auf Erkundung. In einer Viertelstunde bin ich zurück. Veranlassen Sie unterdessen, daß wir Verbindung zur Artillerie bekommen.“

Er stülpte den Stahlhelm auf den Kopf und ging mit dem Kommandeur der Sturmgeschütze zielstrebig aus dem Bunker.

Es gab gewisse Faustregeln im Krieg, die zu beachten jeder erfahrene Landsersich tunlichst bemühte. Es rentierte sich, eigene Erfahrungen oder die von anderen zu beherzigen.

Eine dieser Faustregeln hieß: Mach dich dünn, wenn der Gegner zu stark

ist, aber laufe nicht gleich davon, denn das ist Feigheit vor dem Feinde.

Gewiß, die Trennlinie, wo Klugheit aufhörte und die Feigheit begann, war messerscharf. Doch die Landsers hatten bald den Dreh heraus, was erlaubt war und was einem ein Kriegsgerichtsverfahren einbringen konnte.

Als der sMG-Halbzugführer Unteroffizier Barz die acht T 34 über den Südhang der Höhe 434 auf seine Stellung zukommen sah und auch noch die aufgesessene Sturminfanterie auf den Panzerhecks bemerkte, wußte er sofort, daß es keinen Sinn hatte, das Feuer auf diesen Gegner zu eröffnen. Gegen diese Übermacht hatte er mit seinen lächerlichen Spritzen, für die er nicht einmal mehr Hartkernmunition besaß, keine Chance.

Es blieben ihm genau dreißig Sekunden Zeit, einen Entschluß zu fassen, weil die Panzer ein scharfes Tempo vorgelegt hatten und schnurstracks auf die sMG-Stellung zurollten.

„Gewehre abbauen!“ schrie Barz seinen Männern zu.

Sie taten es mechanisch und rasch, ohne indessen einen Sinn in diesem Befehl erkennen zu können. Denn wohin sollten sie eigentlich Stellungswechsel machen?

Zurück etwa? Unmöglich! Das Gelände zog sich deckungslos und flach über zweihundert Meter nach Süden hin. Nach rechts ausweichen ging aber ebensowenig. Hier versperrte eine zehn Meter tiefe Schlucht den Fluchtweg; mit Steilwänden, an denen man nicht hinabklettern konnte.

Blieb also nur noch die Flucht nach vorn. Wer aber läuft freiwillig dem Feind mitten ins offene Messer?

Barz schien sich über ihre nächste Zukunft keine Gedanken zu machen. Seine ganze Aufmerksamkeit galt viel-

mehr den Gewehren. Alles andere schien ihn nicht zu interessieren.

Sturer Büffel! dachten die Männer. Typischer Zwölfender (zwölf Jahre Dienstzeit). Wichtig ist nur das Gerät. Der Teufel soll ihn holen, den Barz!

„Beeilt euch! Schneller, Leute, macht nicht so lahm!“ trieb Barz sie an.

„Du kannst uns mal am ...“, und es folgte das Götz-Zitat. „Wir sind nicht auf dem Kasernenhof.“ Es fielen noch mehr für Unteroffizier Barz wenig schmeichelhafte Worte.

Es beeindruckte ihn nicht. Er stand da, mit dem Rücken gegen die steinerne Brüstung des MG-Standes gelehnt, und sah ihnen zu, wie sie sich abmühten, das Gerät zu verstauen.

Erst als sie fertig waren, drehte er sich um und nahm das Glas an die Augen.

Die feindlichen Panzer hatten sich der Stellung inzwischen bis auf etwa sechshundert Meter genähert. Zweihundertvierzig Tonnen Stahl kamen genau auf sie zu. Und nichts konnte ihre einmal eingeschlagene Richtung ändern – außer Flak¹⁹⁾ oder schwere Pak²⁰⁾.

Beides gab es aber nicht. Der Gedanke daran, was wäre, wenn man statt der lausigen Spritzen eine „Achtacht“⁽²¹⁾ hätte, war reine Zeitverschwendung. Es schoß ja nicht einmal die eigene Artillerie.

Neben Barz stand plötzlich der Obergefreite Salm, Richtschütze eins und stellvertretender Zugführer.

„Mensch, Barz“, sagte er heiser, „was machen wir jetzt? Die walzen uns glatt zu Brei, wenn wir nicht was unternehmen.“

Der Unteroffizier nickte und schwieg. Was sollte er auch antworten? Natürlich würde es so kommen, wie Salm gesagt hatte.

Doch mit jedem Meter, den die T 34 näher kamen, festigte sich in dem Unteroffizier Barz der Entschluß, sich nicht unterkriegen zu lassen. Während sein Gesicht bewegungslos blieb, arbeitete sein Hirn fieberhaft, zog seine Phantasie alle nur erdenklichen Möglichkeiten in Betracht.

Da fiel ihm eine Begebenheit ein, die ein Landser erzählt hatte. Es war im Urlaubszug gewesen, wenn sich Barz richtig entsann. Russische Panzer waren bis weit hinter die deutschen Linien durchgebrochen und standen unversehens vor einer Kanonenbatterie. Diese hatte sich verschossen²²⁾. Keine Granate mehr im Rohr. Die plötzlich aus dem Boden wachsenden Panzer verursachten Panik unter den Kanonieren. Doch der Batteriechef behielt die Nerven. Mit gezogener Pistole jagte er seine Männer an die Geschütze zurück und ließ diese (der Feind war noch ungefähr sechshundert Meter entfernt) auf Panzerbeschuß eindrehen. Das heißt, alle Rohre mußten nach unten gedreht werden, der Richtkanonier richtete über den Daumen an. Die Kanoniere glaubten, ihr Batteriechef sei übergeschnappt, aber sie gehorchten dennoch. In seiner Verzweiflung war dem Oberleutnant eine wahnwitzige Idee gekommen. Er band eine geballte Ladung vor eines der Rohre und zündete diese. Die Russen, welche die Batterie bis dahin noch nicht entdeckt hatten, aber zweifellos auf sie gestoßen wären, sahen den mächtigen Feuerblitz der Explosion und natürlich auch die Kanonen. In der Annahme, auf eine abwehrbereite Artillerieschützengruppe aufgetroffen zu sein, drehten sie schleunigst bei, und die Batterie war gerettet.

Barz hatte damals die Geschichte nicht so recht geglaubt und sie für glatte Aufschneiderei gehalten, denn er

hatte mit den Russen andere Erfahrungen gemacht. Er vergaß die Sache wieder und hatte auch nie mehr daran gedacht.

Jetzt aber, in höchster Not, fiel sie ihm wieder ein. Ihm war mit einem Male klar, was er tun mußte, nämlich: die Panzer abschrecken. Er wußte aus einem Panzernahkampfkurs, daß die Sicht im T 34 sehr beschränkt war und feindlicher Beschuß eigentlich nur durch den Abschußblitz erkannt werden konnte.

Warum sollte ihm nicht möglich sein, was den Artilleristen gelungen war?

Nun besaß Unteroffizier Barz aber keine geballte Ladung²³⁾. Dafür aber eine T-Mine. Man hatte sie ihnen mitgegeben, damit sie sich notfalls gegen einen Panzer wehren konnten. Gegen einen, wohlgemerkt, nicht aber gegen Dutzende. Damit hatte man ja höheren Orts nicht gerechnet, daß der Russe mit einer solchen Übermacht angreifen würde.

Barz fragte Salm, ob er wisse, wo die Mine sei.

„Mine?“ echote der Obergefreite. „Was meinst du für 'ne Mine, Otto?“ Er hatte sie längst vergessen.

„Menschenskind, die Mine, die sie uns mitgegeben haben“, sagte Barz und ärgerte sich über die Begriffsstutzigkeit seines Stellvertreters.

„Ah so! Diese Mine meinst du“, sagte Salm. „Die muß irgendwo rumliegen.“

„Bring sie her!“ befahl Barz. „Ich brauche sie.“

„Meine Fresse, Otto“, sagte Salm kopfschüttelnd, „was willst du mit einer Mine anfangen?“ Er schaute den Unteroffizier an, als zweifle er an dessen Verstand.

„Hau ab und bring die Mine her!“ schrie Barz ungehalten.

Salm drehte sich um und ging die Mi-

ne suchen. Er fand sie nicht gleich, weil der Gefreite Weller sie versteckt hatte, damit sie keinen Schaden anrichten konnte. Die anderen wollten natürlich wissen, was Barz mit der Mine vorhabe, aber Salm wußte es auch nicht und sagte zu ihnen, der Barz müsse verrückt geworden sein, aber die Mine müsse her. Schließlich buddelten sie die Mine hinter leeren Muni²⁴⁾-Kisten hervor, und Salm brachte sie mitsamt dem Zünder, den Weller sorgsam in eine Blechschachtel verpackt hatte, dem Unteroffizier.

„Da hast du das Ding“, sagte er zu Barz. „Aber vielleicht erklärst du mir doch, was du vorhast.“

Barz nickte. „Paß auf, Werner. Ich werde mit der Mine ein kleines Feuerwerk veranstalten. Vielleicht lassen sich die ‚Iwans‘ abschrecken.“

Salm tippte sich mit dem Zeigefinger gegen die Stirn. Er fand, daß Worte überflüssig waren. Barz war übergeschnappt, das stand für ihn fest.

„Das verstehst du vielleicht nicht“, sagte darauf Barz und grinste. „Aber wenn wir Glück haben, haut es hin.“

„So, das glaubst du?“ brummte Salm, und man sah ihm an, wie unglücklich er über Barz' seltsames Verhalten war. Er schielte auf die Mine, dann fragte er den Unteroffizier, was eigentlich passieren würde, wenn das Ding losginge.

„Das weiß ich selbst noch nicht“, antwortete der Unteroffizier. „Das müssen wir abwarten, Werner. Jedenfalls macht euch fertig. Wir hauen von hier ab, das steht fest.“

„Und wohin?“ fragte Salm.

„Frag jetzt nicht“, antwortete Barz kurz angebunden. „Verschwinde! Das Gerät wird mitgenommen. Und vier Kästen Munition. Die restlichen Kisten bleiben da.“

„Hast du dir alles genau überlegt?“ fragte Salm.

„Ich weiß ganz genau, was ich tue“, sagte Barz ungeduldig. „Halte die Leute zusammen, Werner.“

Salm ging zu den anderen zurück, die hinter einem Knick des Laufgrabens neben den abgebauten Geräten kauerten und warteten.

Barz war allein. Er schraubte sorgfältig den Zünder an. Es war ein Druckzünder, hochempfindlich. Dennoch galt es aufzupassen. Die Mine mußte so aufschlagen, daß der Zünder den Boden berührte, sonst konnte es leicht passieren, daß die Ladung nicht losging.

Barz wog die Mine in der Hand, dann richtete er sich auf und warf einen Blick über den Grabenrand.

Die Panzer hatten sich mittlerweile auf rund zweihundert Meter genähert, ihr Tempo aber merklich gedrosselt. Aus einigen Türmen beobachteten die Kommandanten. Als aber drüben bei der Kompanie Bösel mehrere Maschinengewehre zu feuern begannen (allerdings in eine ganz andere Richtung), verschwanden ihre Köpfe blitzschnell wieder in den Türmen.

Barz zwang die Nervosität nieder, die ihn plötzlich befiel. Ich muß es machen, dachte er. Und zwar jetzt. Gleich jetzt, sonst ist es zu spät.

Noch einmal wog er die Mine in der rechten Hand, schätzte ihr Gewicht ab wie ein Diskuswerfer. Dann holte er tief Atem und warf.

Die Mine flog in flachem Bogen aus dem Graben und fiel fünf oder sechs Meter davor zu Boden.

Obwohl Barz sofort in Deckung gegangen war, traf ihn der Detonationsdruck mit einer solchen Wucht, daß er hintenüberfiel. Dreck und Steine polterten auf ihn herab, und beizender Schwefelgestank stieg ihm in die Nase.

Sekunden später rappelte er sich hoch und spähte über den Grabenwulst.

Die Panzer standen. Barz hätte laut schreien mögen. Aber gleich darauf sagte er sich, daß noch gar nichts entschieden war.

So verstrichen bange Minuten. Was würden sie tun? Weiterfahren? Abschwenken? Oder würden sie das Feuer eröffnen?

Sie taten das letztere. Offenbar in der Meinung, auf Flak oder zumindest Pak gestoßen zu sein, nahmen sie den Kampf an und begannen ihre Granaten herüberzuschicken. Doch infolge des sehr ungünstigen Schußwinkels (die T 34 standen im letzten Drittel der Höhe, während die MG-Stellung am Vorderhang lag und sich somit beinahe im toten Schußwinkel befand) lagen die Schüsse zu kurz. Viel zu kurz, wie Barz sogleich bemerkte.

Ein Dutzend Explosionsspitze verteilte sich über den Hang, räucherten ihn ein. An einer Stelle begann die Grasnarbe zu brennen, und sogleich stieg von dieser Stelle diesiger Rauch auf.

Darauf hatte Barz nur gewartet. Er rannte zu seinen Männern zurück und schrie ihnen zu: „Alles mir nach! Dalli, dalli, Männer! Nichts wie raus jetzt!“

Er wußte nicht, welche Richtung er einschlagen sollte, aber er lief einfach. Hinter sich hörte er das Keuchen der anderen. Ohne sich dessen bewußt zu sein, schlug Barz die Richtung zur Schlucht ein. Da er noch nie zuvor in diesem Gelände gewesen war, kannte er es nicht. Er wußte lediglich, daß man die Balka wegen ihrer Steilwände nur von der Westseite aus betreten konnte.

Als er einmal zurückblickte, sah er, daß die Granateinschläge nach wie vor weit vor der MG-Stellung lagen. Die

Russen hatten demnach nicht bemerkt, daß sie sich abgesetzt hatten.

Da schöpfte Barz wieder neue Hoffnung und lief weiter. Zwischendurch ermahnte er durch einen kurzen Zuruf seine Männer, nicht schlappzumachen. Plötzlich tauchte vor ihm eine Bodenspalte auf.

Er hätte später nicht sagen können, wie es ihm gelang, jene Spalte zu erreichen oder sie überhaupt zu erkennen. Doch als er sie sah, wußte er, daß sie vielleicht ihre Rettung sein konnte.

„Dort hinein!“ schrie der Unteroffizier seinen Männern zu und hechtete als erster in die Senke. Sie war nicht sehr tief, reichte aber gut aus, sie vor Entdeckung und direktem Beschuß zu schützen.

Da lagen sie nun, keuchend, nach Atem ringend, aber den Panzern glücklich entkommen. Zwar hatten sie unterwegs zwei Muni-Kästen verloren, aber was bedeutete das schon angesichts der Tatsache, daß sie der todsicheren Vernichtung entgangen waren?

Das alles hatte sich vor genau dreieinhalb Stunden abgespielt, kurz nach dem sowjetischen Feuerüberfall, der die deutschen und rumänischen Stellungen auf einer Breite von vierhundert Kilometern zerschlug, kurz nachdem die russische Panzerwalze zum Sturm auf Bessarabien angetreten war.

Was hinterher geschah, vollzog sich fast überall in beinahe chronologischer Reihenfolge: Zehn Minuten lang hämmerten die T 34 auf die Stellung des Unteroffiziers Barz. Zehn Minuten lang lag ein gipsartiger Staub am Vordergrund. Dann kamen sie. Die Panzerbesatzungen überrollten die Stellung, ebneten die Gräben ein, zermalmten alles im Gefühl ihrer Stärke und Überlegenheit. Um ja sicher zu sein, daß sie alles hingemacht hatten, durchstöberten

auch noch eine abgeessene Gruppe Sturminfanterie die zerschütteten Gräben, kehrte das Unterste zuoberst. Als sie nichts fanden, was auf die Anwesenheit von Flak oder Pak hindeutete, stießen sie laute Flüche aus, die bis ins Versteck der deutschen Landser drangen. Sie barsten wohl vor Zorn, daß man sie hereingelegt hatte. Später brausten sie ab und hinterließen außer der Zerstörung Motorengestank und den Geruch des Todes.

„Das hätten wir glücklich überstanden“, sagte daraufhin Barz zu den Männern. Er wußte aber noch nicht, ob sie nicht vom Regen in die Traufe gekommen waren. Gewiß, sie befanden sich vorerst in Sicherheit, aber es war eine relative Sicherheit, weil die Front sich immer noch in Bewegung befand. Jeden Augenblick konnten Russen kommen und sie aufstöbern. Dann: Wie sah es eigentlich ringsherum aus? Befanden sie sich etwa in einer Art Niemandsland? Oder waren vor ihnen noch eigene Stützpunkte? Eine Erkundung durchzuführen war unmöglich, das konnten sie erst bei Nacht machen.

Die erste halbe Stunde nach der gelungenen Flucht aus der bedrohten Stellung war vergangen, da wurden sie schon nervös. Die Bodenspalte, in der sie lagen, war nicht mehr als fünfzig Zentimeter breit und vielleicht einen Dreiviertelmeter tief. Rühren konnten sie sich kaum. Und wenn sie das Gelände beobachten wollten, mußten sie den Kopf über den Spaltenrand hinausheben, was die Gefahr in sich barg, entdeckt zu werden. Deswegen verbot es Barz. Er beschwichtigte die Männer mit dem Hinweis, daß irgendein Ausweg bestimmt gefunden würde.

Doch dann kehrte die Angst zu ihnen zurück.

Salm entdeckte bei einer Kurzbeob-

achtung, daß russische Infanterie sich näherte.

„Schau dir das an“, sagte er zum Unteroffizier. „Es sieht so aus, als kämen sie gradewegs auf uns zu.“

Der Anblick, der sich ihnen bot, war allerdings mehr als bedrohlich. In Schützenkette stapften an die hundert oder zweihundert Russen – so genau konnten die beiden es nicht erkennen – aus einer kleinen Balka zwischen der 2. und 3. Kompanie hangaufwärts. Sie lärmten, schrien durcheinander, fühlten sich sicher und unbedroht.

„Infanterie, die das Gelände säubert²⁵⁾“, sagte Barz, und seine Stimme hörte sich ziemlich hohl an.

Salm warf ihm einen ängstlichen Blick zu. „Was machen wir jetzt?“ fragte er den Zugführer.

Barz zuckte die Schultern. „Gar nichts. Liegenbleiben und beten, daß sie uns nicht entdecken.“

„Und wenn sie uns entdecken?“

„Dann gibt's nur zwei Möglichkeiten“, sagte Barz kalt. „Entweder sie erschlagen uns, oder sie lassen uns nach Sibirien marschieren. Das weißt du genauso gut wie ich. Was fragst du also?“

Sie zogen ihre Köpfe ein, weil ein russischer Aufklärer am Himmel erschien. Es war eine „Petliakow 2“²⁶⁾, die in tausend Meter Höhe ihre Kreise zog und wohl das Terrain fotografierte.

Barz befahl seinen Männern, die Zeltplanen überzuziehen und sich still zu verhalten. Aber der Pilot interessierte sich gar nicht für diesen Geländeabschnitt. Er überflog die Höhe 434, kurvte dann auf den rumänischen Regimentsgefechtsstand ein und verschwand schließlich in südlicher Richtung.

Durch das Flugzeug abgelenkt, hatten Barz und seine Männer für einige Minuten die russische Infanterie beinahe vergessen.

Als Barz wieder den Kopf aus der Deckung nahm, um kurz zu beobachten, erschrak er. Die Russen waren bis auf etwa hundert Meter herangekommen. Sie standen in kleineren Gruppen beisammen, palaverten, und einige begannen den Boden mit dem Spaten zu bearbeiten.

„Salm, komm her und sieh dir das an“, flüsterte der Unteroffizier dem Obergefreiten zu.

„Mann, die biwakieren hier“, sagte dieser. „Das kann ja heiter werden.“

„Jedenfalls scheinen sie sich sicher zu fühlen, sonst würden sie sich nicht derart unbekümmert benehmen“, antwortete Barz.

„Die können sich leicht unbekümmert benehmen“, spottete Salm und riß einen Grashalm aus, den er zwischen die Zähne steckte. „Haben die nicht einen Sieg errungen, wie wir ihn schon seit zwei Jahren nicht mehr kennen? Sieh dir das doch alles an! Wohin du guckst, nichts als Pleite. Nirgendwo schießt mehr ein deutsches MG. Wir sind alle ganz schön still geworden, Junge. Krawall macht nur noch der ‚Iwan‘. Wir ducken uns nur noch, und wenn du mich fragst, mir ist zum Speien zumute.“

„Nimm den Kopf weg, du Philosph!“ rief in diesem Augenblick Barz ungehalten.

Ein Russe kam auf sie zu. Es war ein riesiger Bursche von mindestens zwei Metern. In der einen Hand hatte er eine MPI²⁷⁾, in der anderen einen Spaten. Mit dem Spatenblatt schlug er über die dünnen Grasspitzen hinweg. Ab und zu stieß er mit der Stiefelspitze gegen einen Stein und kickte ihn einige Meter weit weg. Das schien ihm zu gefallen, denn er lachte dabei und tat es gleich wieder.

Junge, dachte Barz, spiel ein bißchen

weiter weg von uns Fußball, sonst könntest du erschrecken, wenn du uns hier liegen siehst.

Als der Rotarmist bereits so nahe herangekommen war, daß Barz deutlich sein Gesicht sehen konnte (es war ein blutjunges, gutgenährtes Gesicht), blieb er plötzlich stehen, sah zum Boden herab, dann scharrte er mit dem Fuß an etwas herum.

„Was will er bloß?“ fragte Salm, der seine Neugier doch nicht hatte bezähmen können und wieder neben dem Unteroffizier lag und beobachtete.

„Halt gefälligst die Schnauze!“ fuhr ihn Barz wütend an.

Der Russe legte nun seine MPi weg, dann packte er den Spaten und begann ein Loch auszuheben. Kein großes Loch, denn schon nach wenigen Spatenstichen hörte er wieder zu graben auf.

Da sahen sich Barz und Salm verständnisvoll an.

„Weißt du, was der vorhat?“ fragte Salm den Unteroffizier und brachte es fertig, bis hinter die Ohren zu grinsen.

Barz erwiderte nichts, lächelte nun aber auch.

Der Soldat schnallte seinen Lederriemen ab und begann die Hose aufzuknöpfen, wobei er irgendein Lied vor sich hin pffte. Einen Augenblick überlegte er wohl, wie er sich hinsetzen sollte, und entschied sich für feindwärts.

Auf diese Art und Weise bekamen die Deutschen einen runden Hintern zu sehen, und sie fanden, daß dieser – wenn auch ungewohnt – Anblick weit ergötzlicher war als vorher die strammen T 34. Der jüngste aus der sMG-Gruppe, der kleine Gefreite Dieter Haselmann, meinte flüsternd zu seinem Kameraden Ölschmitz: „Mensch, dat ick das noch erlebe! Een Russe, der sein Geschäft macht!“

Bei dem einen Vergnügen blieb es nicht. Von dem Beispiel des Langen animiert, kamen noch andere Russen herbei und taten es dem anderen nach.

„Verdammte Kerle!“ schimpfte Salm und hielt sich die Nase zu.

Barz dagegen war äußerst befriedigt über das Ereignis. „Das da vorn, Herrschaften, ist besser als ein Minenfeld. Wetten, daß sie über diese Linie nicht rübergehen?“

Er sollte recht behalten. Im Laufe des Vormittags erschienen noch mehr als fünfzig Mann vor dem Versteck der Deutschen. Mehr als fünfzig Mann durchstreiften auch später das Gelände ringsherum. Über die bewußte Linie aber gingen sie nicht und machten einen weiten Bogen. Auf diese Weise entgingen die deutschen Landser der todsicheren Entdeckung.

Wenig erfreulich war natürlich der Umstand, daß die russische Infanterie keine Anstalten machte, wieder abzuweichen. Ganz im Gegenteil: Sie richteten sich häuslich ein, bauten Kleinzelte auf und zogen Splittergräben.

Barz beobachtete das Treiben bei den Russen mit immer größerem Eifer, wenn auch mit der nötigen Vorsicht. Von Salm darauf angesprochen, antwortete er nur:

„Störe mich jetzt nicht. Ich muß nachdenken. Aber eines kann ich dir sagen, Werner: Den Russen wische ich noch eins aus.“

Da dachte Salm, der Unteroffizier Otto Barz sei zum zweitenmal an diesem Tag übergeschnappt.

Während die gepanzerte Masse der 2. Ukrainischen Front (Malinowski) und der 3. Ukrainischen Front (Tolbuchin) in die durch Verrat entstandenen Frontlücken stieß, und die 6. und 8.

deutsche Armee einen verzweifelten Abwehrkampf führten, begannen die Sowjets im rumänischen Hinterland bereits mit der „politisch notwendigen Umschulung“.

Statt mit Panzern und Kanonen kamen die Russen nun mit Propagandatrupps. Sie fielen gleich Heuschreckenschwärmen in Dörfer und Städte ein. Musik ertönte aus Lautsprechern, Stalinbilder hingen plötzlich in den Fenstern, Hunderttausende von Flugblättern sorgten für die Aufklärung der rumänischen Bevölkerung.

Es versteht sich von selbst, daß König, Marschall, Offiziere und natürlich die Deutschen und Monopolkapitalisten verteuelt wurden.

Höhepunkt der Umschulungs- und Aufklärungsarbeit waren die am Abend stattfindenden Versammlungen.

Moskau sparte nicht mit Prominenz. Im Gefolge der russischen Politkommisare²⁸⁾ erschienen auch „verdiente Genossen der rumänischen KP“. Nicht selten entpuppten sich diese Personen als ehemalige Beamte der Sirgurance (rumänische Geheimpolizei), die natürlich längst Angehörige der Kommunistischen Partei Rumäniens geworden waren.

Meist kamen die Rumänen in Scharen zu den Versammlungen. Teils aus Neugier und teils aus Furcht vor der NKWD²⁹⁾.

Rumänien hatte die Waffenstillstandsbedingungen der Alliierten inzwischen angenommen, denen zufolge das Unrecht des Wiener Schiedsspruches (1940) wiedergutmacht werden sollte.

Das neue Kabinett stand fest. Der neue Ministerpräsident hieß Constantin Sanatescu. Das Amt des Außenministers übernahm der Diplomat Grigo-

re Nicolescu-Buzesti, ein zumindest im westlichen Lager angesehener Mann. Juliu Maniu (Nationale Bauernpartei), Titil Petrescu (Sozialdemokratische Partei), Konstantin Bratianu (Libérale Partei) und Lucretiu Patrascanu (Kommunistische Partei) wurden Minister ohne Portefeuille.

Dem deutschen Gesandten erklärte der rumänische König, der ja noch im Amt war, mit Bedauern, daß er als Hohenzoller die Entwicklung außerordentlich tragisch finde. Er ließ Hitler ausrichten, dieser möge unverzüglich seine Truppen aus Rumänien abziehen, um beiden Armeen, der deutschen sowohl als auch der rumänischen, das Schwerste zu ersparen. Mihais Außenminister ging sogar noch einen Schritt weiter und bot den deutschen Truppen freien Abzug an, sofern sie sich jeder Feindseligkeiten enthielten.

Das war nach dem Stand der Dinge selbstverständlich nicht möglich. Somit waren dem Chaos Tür und Tor geöffnet, noch dazu die rumänische Regierung zumindest im bessarabischen Raum keinen Einfluß mehr hatte. Hier wickelte sich die Sowjetisierung sehr rasch ab.

An der Front aber setzte ein unwahrscheinliches Durcheinander ein, weil der größte Teil der rumänischen Verbände dem Befehl des Königs Folge leistete und sich in Richtung unterer Donau absetzte. Andere Truppenteile wiederum wollten ihre deutschen Waffenbrüder nicht im Stich lassen und fochten an deren Seite tapfer weiter. Daß es dabei vor allem zu katastrophalen Stauungen im Rückzugsgebiet kam, versteht sich von selbst. Stundenlang blockierten rumänische Einheiten die wenigen Straßen. Eine einheitliche Führung war demzufolge völlig unmöglich geworden.

Ein Unglück kommt selten allein, heißt ein Sprichwort. Die Leitungsleger der Artillerieabteilung, die den Angriff auf die Höhe 434 unterstützen sollten, kamen nicht durch. T 34 blockierten die Strecke. Aber nicht genug damit, hatte auch die Funkstation der Artillerieabteilung Defekt, so daß überhaupt keine Verbindung zustande kam.

„Artillerieunterstützung fällt flach“, meldete daher Oberleutnant Förg seinem Kommandeur, nachdem diese Hiobsbotschaft über Fernsprecher eingetroffen war.

Stanner schimpfte wie ein Rohrspatz und meinte, er glaube nicht so recht daran, daß T 34 die Strecke blockierten, wahrscheinlich hätten die Brüder einfach die Hose voll und wollten nicht nach vorn gehen.

„Das kenne ich“, räsionierte der Major aufgebracht. „Artillerie kämpft nicht gern bei beweglichen Fronten. Die machen meist geltend, mindestens einen Spielraum von 45 Minuten zu benötigen, um notfalls Stellungswechsel machen zu können.“

„Das ist sogar Dienstvorschrift“, mußte er sich von Hauptmann Beheim belehren lassen. „Ich würde als Artilleriekommandeur auch nicht anders handeln, Herr Major.“

Stanner sah das schließlich auch ein, rief aber dennoch bei der Armee an und bat, alles zu versuchen, um doch noch Artillerieunterstützung zu ermöglichen. Das Gespräch wurde aber unterbrochen und kam auch nicht mehr zustande.

Darauf versuchte es Stanner über Funk, jedoch ohne Erfolg. Die Armee meldete sich nicht.

„Rufen Sie die Division!“ befahl er seinem Adjutanten wütend.

Keine Verbindung. Auch diese Leitung war gestört.

Dafür platzte ein Ordonanzoffizier von Oberst Buderescu in den Bunker und bat den Major, doch sofort zu Oberst Buderescu kommen zu wollen. Der Major fragte, was denn nun schon wieder los sei, worauf der Leutnant antwortete:

„Russische Panzer sind vor dem Osthang der Höhe 434 gesichtet worden. Sie jagen hinter einem flüchtenden Bataillon her, das sich in völliger Auflösung befindet.“

„Was ist es für ein Bataillon?“ fragte Stanner scharf.

„Das vierte Bataillon“, erwiderte der rumänische Leutnant. „Es war bisher eingeschlossen, konnte sich aber freikämpfen. Als es sich absetzte, fuhren die Russen mit Panzern auf. Es geht alles drunter und drüber.“ Er war derart erregt, daß er nur bruchstückhafte Sätze herausbrachte.

„Und was soll ich nun tun?“ fragte der Major den Rumänen. „Soll ich etwa eure Leute aufhalten oder die Panzer zurückschlagen?“

„Kommen Sie zum Oberst!“ bat der Leutnant.

„Sagen Sie dem Oberst, in einer halben Stunde treten wir zum Gegenangriff auf die Höhe 434 an“, sagte Stanner kalt. Er hatte keine Lust, erneut umzudisponieren.

„In einer halben Stunde kann es zu spät sein“, gab der Rumäne zu bedenken.

„Es wird schon jetzt zu spät sein“, meinte Hauptmann Beheim, denn belende Panzerkanonenabschüsse waren deutlich zu hören. Dazu Maschinengewehrsalven, Motorendröhnen.

Stanner wechselte mit dem Hauptmann einen Blick, der zu sagen schien: Ist das nicht zum Verrücktwerden in diesem Laden hier?

„Was darf ich dem Herrn Oberst

melden?“ fragte der rumänische Leutnant.

„Sagen Sie dem Herrn Oberst, ich komme sofort rüber.“

Der Rumäne salutierte und verließ eilends den Bunker.

„Panzer vor der ‚434‘, das geht uns gerade noch ab“, sagte der Major grimmig. „Die haben sie natürlich rangezogen, um die Infanterie auf der Höhe zu verstärken. Und wie’s der Teufel will, laufen ihnen auch noch die Rumänen über den Weg. Entschuldigen Sie, aber das ist regelrecht zum Kotzen!“

Hauptmann Beheim ist da anderer Meinung.

„Schlagen wir doch daraus Kapital, Herr Major“, wirft er ein. „Daß die Russen Panzer auf die ‚434‘ nachziehen, war zu erwarten. Daß sie aber gezwungen sind, auf flüchtende Rumänen Jagd zu machen, kann unser Glück sein.“

Stanner hatte sich die Argumente des Hauptmanns ruhig angehört.

„Sie meinen, daß wir den Überraschungsmoment für uns haben?“ erkundigte er sich.

„Genau das wollte ich sagen, Herr Major. Ich kann mir natürlich nicht gut vorstellen, daß die russische Infanterie auf der Höhe nicht abgelenkt wird.“

Der Major, noch nie ein Freund langer Überlegungen, entschied sich sofort.

„Wir greifen an!“ befahl er. „Lassen Sie Ihre Kanonen fertigmachen, Herr Hauptmann. Ich mache noch meinen Besuch beim Oberst. Das wird höchstens zehn Minuten dauern. – Förg!“

„Herr Major?“

„Veranlassen Sie, daß der Artilleriebeobachter zur Stelle ist. Vielleicht bekommen wir doch noch Artillerieunterstützung, dann sitzen wir auf dem Hügel und haben keine Verbindung.“

Er nickte Hauptmann Beheim zu und rannte aus dem Bunker.

Soweit die Führungsstäbe nicht von Panzern überrascht wurden und somit gezwungen waren, in fliegender Hast ihre Quartiere aus den Kampfräumen in ungefährdete Gegenden zu verlegen, waren sie von dem fürchterlichen Schlag, den ihnen die sowjetische Offensive versetzt hatte, teilweise wie gelähmt.

Fast alle Nachrichtenverbindungen waren ausgefallen. Was an Berichten, die regelrechte Hiobsbotschaften darstellten, hereinkam, war oftmals fragwürdig und wirr und änderte sich zudem von Stunde zu Stunde.

Eines stand jedoch bei beiden Armeen fest: Die Katastrophe nahm Ausmaße an, die den Armeeführern über den Kopf wuchsen.

Verwirrung und begreifliche Panik herrschten natürlich vor allem im Hinterland der deutsch-rumänischen Front. Die meisten größeren Ortschaften waren vollgestopft mit deutschen und rumänischen Truppen. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht vom russischen Durchbruch verbreitet und Entsetzen und Angst ausgelöst. Wer je einmal erlebt hatte, zu welcher Kopflosgigkeit Tröbleute fähig sind, kann sich ein Bild davon machen, was sich in diesen Etappenorten abspielte.

Ein Beispiel dessen, was sich in diesen Tagen hinter der Front ereignete, ist der Fall jenes Majors, der gezwungen war, mit Tröbeinheiten ein Dorf zu verteidigen. Das Dorf hieß Slatowina.

Noch bis vor wenigen Stunden war diese kleine Ortschaft, die aus sechzig Häusern bestand und deren Bewohner Tabak anbauten, tiefstes Etappenland. Das änderte sich, als geflüchtete rumä-

nische Soldaten die Nachricht mitbrachten, sie hätten unterwegs mehrmals russische Panzer gesehen.

Major Kannenbichler, der Ortskommandant, war zwar nicht mehr der Jüngste, aber noch nicht so träge, daß er einfach zugesehen hätte, wie ihn die Ereignisse überrollten. Er wollte sich persönlich davon überzeugen, was an der Meldung dran war, und befahl seinem Fahrer:

„Bauer, den Geländewagen! Ich werde mich selbst draußen umsehen!“

Er bat den Oberleutnant Giegold, Chef einer Pionierausbildungskompanie, ihn in der Kommandantur solange zu vertreten.

„Sorgen Sie dafür“, sagte er zum Oberleutnant, „daß alle Einheitsführer, die mit einem Kommando im Dorf liegen, zur Lagebesprechung in die Kommandantur kommen. In spätestens einer Stunde bin ich zurück.“

Bewaffnet mit einem Doppelglas und einer MPi, machte sich der Major auf den Weg. Seit dem Frankreichkrieg, den er als Bataillonsführer mitgemacht hatte, war Kannenbichler nicht mehr an der Front eingesetzt gewesen. Dies war mithin seine erste kriegerische Handlung seit Jahren.

Der Fahrer jagte den Horch-Kübelwagen mit neunzig Sachen die Straße nach Belnag hinunter. Rechts und links der Fahrbahn Tabakfelder, über denen die Sonne brütete. Truppenbewegungen waren nirgends zu erkennen. Es lag Friede über dem Land wie eh und je.

„Sieht gar nicht so aus, als ob wir bald Rabatz kriegen würden, was, Bauer?“ wandte sich der Major an den Fahrer.

Dieser grinste verächtlich.

„Wahrscheinlich Latrinengerüche, Herr Major. Das kennt man ja.“

Sie fuhren bis zu einer Höhe, die

zehn Kilometer östlich des Dorfes lag. Hier ließ der Major anhalten, nahm das Doppelglas an die Augen und suchte das hügelige, aber gut überschaubare Terrain ab. Auch Bauer beobachtete mit dem Glas. Plötzlich schrie er:

„Herr Major, links vom Bauernhof!“

Der Major hatte die Schlange schon gesehen, deren Anfang und Ende nicht zu erkennen war. Aus den Hügeln heraus tauchten Hunderte von Panzern und LKW auf. Ein grauer Heerwurm, der sich langsam in südöstlicher Richtung fortbewegte und nicht die Straße, sondern das Gelände benutzte. Allein daran erkannte Major Kannenbichler, daß es sich um russische Verbände handeln mußte.

„Mein Gott, Bauer, da kommt wahrhaftig der ‚Iwan‘ an“, sagte der Major beinahe ehrfürchtig. Er hatte jahrelang kein solches Bild mehr gesehen. Es beeindruckte ihn im Moment mehr, als es ihn ängstlich machte.

Bauer dagegen dachte realistisch.

„Klar ist das der ‚Iwan‘, Herr Major“, sagte er und kniff die Augen zusammen. „Sieht traurig aus für uns, wenn die nach Slatowina wollen.“

„Und beobachten Sie mal zwei Daumensprünge nach links“, sagte der Major und sprach so leise und vorsichtig, als fürchtete er, sich durch ein lautes Wort einem in der Nähe verborgenen Feind zu verraten.

Eine riesige Kolonne aus bespannter Artillerie, Panjefahrzeugen und etlichen LKW, die eine dichte Staubwolke aufwirbelte, zog parallel zu den Panzern dahin.

„Menschenskind, Bauer“, sagte der Major erschüttert, „die benehmen sich, als spazierten sie über Manövergelände.“

Bauer, der schon lange unruhig war und offenbar keine große Lust hatte,

weiterhin in nutzlose Betrachtungen zu versinken, ermahnte den Major:

„Wenn wir nicht bald wegkommen, Herr Major, sind die eher in Slatowina als wir.“

Kannenbichler sah den Fahrer an.

„Könnten Sie recht haben“, knurrte er. „Fahren Sie also los!“

Bauer fuhr wie der Teufel. Den Major schüttelte es mächtig durcheinander, aber er merkte es gar nicht, denn er hatte eine Menge zu überlegen. Etwa dies: Wie lange braucht eine bespannte Kolonne, um rund acht Kilometer zurückzulegen? Und wie lange benötigt ein Panzerverband für dieselbe Strecke. Er wußte es nicht. Aber eines war ihm klar: Jede Minute war jetzt kostbar. Je schneller er zurück war, desto mehr Zeit blieb ihm, Slatowina in Verteidigungszustand zu versetzen.

Truppen lagen genug in der Ortschaft. Aber was für welche! Eine Bäckereikompanie! Kampfwert gleich Null! Eine Werkstattkompanie! Kampfwert gleich Null! Dann die Sanitätskompanie! Kampfwert gleich Null. Blieben noch die Genesendenkompanie mit siebzig Mann und die Pionierlehrkompanie des Oberleutnants Giegold. Nun ja, mit denen konnte man unter Umständen etwas anfangen. Und die 8,8-cm-Flak. Die aber mußte im Mannschaftszug bewegt werden, weil die Zugmaschine defekt war.

Ein feiner Haufen, dachte Kannenbichler grimmig. Eigentlich wäre es besser gewesen, die Ortschaft zu räumen. Aber daran hinderte ihn ein Befehl der Armee, in dem es hieß: Bei Feinddurchbruch ist jede Ortschaft bis auf Widerruf zu verteidigen. Ortskommandant haftet für Einhaltung dieses Führerbefehls.

Bis auf Widerruf! Lachhaft. Es kam fast nie zu einem Widerruf, weil solche

Ortschaften zumeist von jeder Nachrichtenverbindung abgeschnitten waren.

Als der Major zurückkam, warteten bereits die Einheitsführer, die ihm mit gespannten und besorgten Mienen entgegen sahen.

Da Kannenbichler seine Pappenheimer kannte (die meisten von den Troßführern hatten monatelang keinen scharfen Schuß mehr gehört), vermied er es, bei seinem Lagebericht ins Detail zu gehen. Er sprach nicht von Dutzenden von Feindpanzern, sondern nur von „feindlichen Panzern“. Er sagte auch nicht „LKW-Kolonnen, deren Ende nicht abzusehen ist“, sondern: „motorisierte Truppen, welche die Panzer begleiten.“ Das waren zwar Halbwahrheiten, aber insofern gerechtfertigt, da sie vermutlich eine Panikstimmung verhinderten.

„Im übrigen, meine Herren“, wandte sich der Major an die sieben Hauptleute und Oberleutnants, „besteht kein Grund, den Kopf zu verlieren. Noch ist es gar nicht sicher, ob die Russen überhaupt nach Slatowina wollen. Vorläufig marschieren sie nur in dieser Richtung. Auf jeden Fall müssen wir aber Verteidigungsmaßnahmen ergreifen.“

Sozusagen aus dem Handgelenk unterbreitete er ihnen nun seinen Verteidigungsplan.

„Troßeinheiten beziehen sofort die Ortsstellung“, ordnete er an. „Vierzig Mann der Bäckereikompanie übernehmen den Schutz des Lazarets. Zwanzig Mann der Genesendenkompanie werden zur 8,8-cm-Flak abgestellt, die am Ortseingang in Stellung geht. Die zwanzig Mann haben die Aufgabe, die Kanone im Mannschaftszug an den jeweiligen Brennpunkt zu schleppen. – Herr Martin, werden Ihre Leute das

können?“ fragte er den Chef der G.-Kompanie.

Leutnant Martin antwortete, die meisten Männer seien wieder bei Kräften, ihrem Einsatz stünde also nichts im Wege.

„Da wir damit rechnen müssen, daß einige Panzer in die Ortschaft eindringen“, fuhr der Major fort, „müssen wir Panzerbekämpfungstrupps bilden. Das wird Ihre Aufgabe sein, Herr Oberleutnant Giegold. Besitzen Sie genügend Haftminen?“

In strammer Haltung erwiderte der Oberleutnant:

„Zehn scharfe, Herr Major. Das andere sind Übungsminen. Aber ich habe genügend Handgranaten, mit denen wir geballte Ladungen anfertigen können.“

Der Major nickte dem jungen Oberleutnant lächelnd zu.

„Sie sind außerdem stellvertretender Kampfkommandant, Herr Giegold. Da Sie der einzige Frontoffizier in der Ortschaft sind, werden sich die dienst- und ranghöheren Herren sicherlich gern Ihrem Kommando unterstellen.“

Kannenbichlers Anordnung fand bei den anderen Einheitsführern keinen Widerspruch. Die meisten freuten sich, daß ihnen Verantwortung abgenommen wurde. Sie dachten wahrscheinlich schon jetzt mit Grauen daran, was los sein würde, wenn die Russen wirklich angriffen. Feldebäcker und Mechaniker sind nun mal keine Kämpfer. Wer konnte es ihnen verdenken, wenn sie lieber den Schraubenschlüssel und das Backbrett in die Hand nahmen als den Karabiner, aus dem sie ja nur hin und wieder ihre Pflichtschüsse auf Pappscheiben abgeben mußten.

Slatowina glich in der nächsten halben Stunde einem aufgeschreckten Ameisenhaufen. Zum Glück waren vor

vier Wochen entlang der Ortschaft Gräben und MG-Stellungen ausgehoben worden, so daß man wenigstens damit keine Arbeit mehr hatte.

Die schwere Flak wurde mit kräftigen Flüchen und viel Schweiß zum Ostausgang der Ortschaft geschleppt und dort in einem Sonnenblumenfeld in Stellung gebracht.

Die Pioniere wiederum bastelten in aller Eile geballte Ladungen. Giegold brachte zehn Nahkampftrupps auf die Beine, die er schwerpunktmäßig aufteilte, zwei weitere behielt er in Reserve.

Mitten in die Abwehrvorbereitungen platzte dann der Bürgermeister. Er wollte vom Major wissen, was die Aufregung zu bedeuten hätte. Kannenbichler hatte keinen Grund, ihm die Wahrheit zu verschweigen und sagte ihm, die Russen stünden wenige Kilometer vor der Ortschaft.

Da schlug der brave Mann entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen und fragte, ob es gestattet sei, wenigstens die Frauen und Kinder zu evakuieren.

„Mir wäre es am liebsten, wenn sich überhaupt kein Zivilist im Dorf befände“, ließ der Major dem Rumänen durch seinen Dolmetscher antworten.

„Gott schütze Sie“, sagte der Bürgermeister und verschwand eilends. Minuten später trommelte er die Bewohner zusammen und floh mit ihnen in die Wälder nördlich des Dorfes. Die Rumänen nahmen nur das Allernotwendigste mit, so viel wie sie gerade tragen konnten. Etwa ein halbes Dutzend Frauen blieb zurück. Sie verkrochen sich in ihre Keller. Es waren meist alte Weiblein, die in der Flucht keinen Sinn mehr sahen.

Unterdessen waren seit der Rückkehr des Majors anderthalb Stunden

vergangen. Ein von Oberleutnant Giegold mit einem Schwimmwagen ausgesandter Spähtrupp unter Führung des Oberfeldwebels Fischer kam zurück und meldete, daß man die russische Marschspitze bereits erkennen könne und mehrere Panzer sich vom Gros abgesondert hätten und auf die Straße eingeschwenkt seien.

„Wahrscheinlich ein Erkundungsvorstoß“, mutmaßte der Oberfeldwebel.

Der Major und Giegold sahen sich an. Sie schwiegen aber.

„Von der zweiten Marschsäule haben Sie nichts entdecken können, Fischer?“ erkundigte sich der Pionieroberleutnant.

„Nein! Ich bin extra noch nördlich ins Gelände gefahren und habe Seitz auf einen trigonometrischen Punkt geschickt. Er sagte, von einer zweiten Marschformation habe er nichts gesehen.“

„Vielleicht haben die eine Pause eingelegt“, sagte der Major und warf einen Blick auf die Karte. „Sie könnten bei Katinanowo geblieben sein, Giegold.“

„Ich glaube eher, daß sie abgescwenkt sind, Herr Major“, antwortete der Oberleutnant. „Nach meinen Erfahrungen vermeiden es die Russen gern, zwei verschiedene Verbände in ein und denselben Ort zu legen. Ich denke, daß Slawotina auf der Marschroute des Panzerverbandes liegt und die zweite Marschsäule ein anderes Ziel bekommen hat.“

„Warten wir es ab“, sagte der Major. „Was schlagen Sie vor, Giegold: Sollen wir den Panzern die ‚Achtacht‘ auf den Hals hetzen, oder meinen Sie, es wäre klüger, sich ruhig zu verhalten?“

„Wenn nicht zu viele kommen, könnten wir sie mit Haftminen in der Ortschaft angreifen“, schlug der Oberleut-

nant vor. „Aber gegen sieben, acht oder noch mehr können wir nicht an, Herr Major. Dann ist es schon besser, wir setzen vorzeitig die ‚Achtacht‘ ein.“

„Damit sie Respekt bekommen, was?“

Giegold grinste lustlos. „Die lassen sich den Schneid nicht mehr abkaufen, Herr Major. Und außerdem wissen die Russen ganz genau, daß sie vorerst auf keinen ernsthaften Widerstand mehr stoßen. Die haben doch längst in Erfahrung gebracht, was an deutschen Kräften hinter der Front liegt.“

„Sie verstehen es aber wirklich, einem Mut zu machen“, raunzte der Major und hob horchend den Kopf, weil draußen auf der Straße Geschrei zu hören war.

Kannenbichler stürzte zur Tür und rannte nach draußen. Gleich darauf rief er dem Oberleutnant zu: „Giegold, sehen Sie sich das an. Da türmen schon welche!“

Seine Stimme war eher ratlos als zornig. Und sein nervöser Blick schien zu sagen: Mach du das. Du bist jünger als ich und hast noch Mumm in den Knochen!

Giegold verstand sogleich, was der Major von ihm erwartete, und lief dem ersten Haufen flüchtender Landser mit gezogener Pistole entgegen. „Halt! Stehenbleiben! Keinen Schritt mehr zurück, ihr verdammten Kerle!“ brüllte er ihnen zu. Als sie nicht sofort stehenblieben, gab er mehrere Schüsse über ihre Köpfe hinweg ab.

Ein Gefreiter mit feisten Wangen warf sich zu Boden und kam neben Giegold zu liegen. Der, von Wut gepackt, trat dem Mann gegen das Schienbein und brüllte:

„Stehen Sie sofort auf! Dalli, sonst setzt es was!“

Der Gefreite, ganz verdutzt und au-

ßer Atem, rappelte sich hoch und blieb vor dem Oberleutnant mit zitternden Knien stehen.

„Wohin wollten Sie?“ fuhr Giegold ihn an.

„Die Panzer – Herr Oberleutnant!“ stotterte der Mann.

„Ich habe Sie nicht nach den Panzern gefragt, ich will wissen, wohin Sie wollten!“

Der Mann machte den Mund auf und zu, brachte aber keinen Ton heraus. Da sah Giegold, daß sich unter den Flüchtenden ein Unteroffizier befand, der sich verdrücken wollte. Giegold rief ihn an.

„Sie dort! Der Unteroffizier! Kommen Sie mal her!“

Widerwillig machte der Unteroffizier kehrt und kam langsam heran. Tückische Augen hinter haarlosen Wimpern. Böse startete er den Pionieroberleutnant an.

„Ihre Einheit, Unteroffizier?“ herrschte der Oberleutnant ihn an.

„Unteroffizier Zagg. 34. Bäckerei-Kompanie. – Zagg mit zwei g, Herr Oberleutnant.“

„Da haben Sie aber Schwein gehabt“, knurrte Giegold. „Sind das Ihre Leute? Ich meine den Haufen Helden da.“

„Nicht alle. Sind noch andere mitgerannt, Herr Oberleutnant“, grinste der Unteroffizier.

Giegold sah rot.

„Jetzt hören Sie mir mal genau zu, Herr Unteroffizier Zagg“, bellte er. „Sie werden auf der Stelle umkehren und Ihre Leute in die Stellung führen. Dann melden Sie sich bei mir auf dem Gefechtsstand. Ich habe mir schon immer einen Unteroffizier namens ‚Zack‘ gewünscht. Sollten Sie sich nicht innerhalb von fünf Minuten bei mir gemeldet haben, lasse ich Sie verhaften

und vor ein Standgericht stellen. Abtreten!“

Der Unteroffizier wurde bleich bis zur Nasenspitze. Seine Augen aber waren haßerfüllt auf den Oberleutnant gerichtet. Er machte eine bewußt langsame Kehrtwendung und brüllte seinen Leuten zu: „Alles hört auf mein Kommando: Kehrt! Im Gleichschritt maarsch!“

Sie latschten hinter ihm her, allerdings ohne Gleichschritt. Giegold ging zum Major zurück, der sich nachdenklich das Kinn rieb und den Landsern nachsah.

„Wenn sich noch mehr solche Burschen in der Ortschaft finden, Herr Major“, sagte der Oberleutnant, „dann ist es wohl am besten, Sie bieten den Russen gleich die Übergabe von Slatowina an.“ Ohne die Antwort des Majors abzuwarten, ging er auf seinen Gefechtsstand zu, der im Haus neben der Kommandantur untergebracht worden war. Sauladen! dachte er bitter, und er wünschte sich fast, die Russen möchten kommen. Mein Gott, überlegte er weiter, ich habe es ja gehaut, als sie mir dieses Kommando an den Hals hängten. Ich wäre viel lieber bei meinem Haufen geblieben, als mich jetzt mit diesen Kreaturen herumzuärtern. In diese Kreise sollte mal so ein Heldenklau-General fahren und ausräumen. Aber zum Troß kamen sie ja nicht. Dafür in die Lazarette und Genesenden-Kompanien. Einarmige, Leute, die noch den Verband trugen, schickten sie an die Front. Die Drückeberger im Hinterland ließ man in Ruhe, die fanden immer eine Masche im Netz. Sie schmierten irgendeinem Stabsoffizier Honig ums Maul und versorgten ihn mit Extra-Fressereien. Dafür konnten sie auf der Speckseite des Lebens bleiben, wie dieser Unteroffizier

Zagg mit zwei g. Es war zum Verrücktwerden! Und mit diesen Burschen sollte er nun eine Ortschaft verteidigen!

Giegold stieg die Kellertreppen zu seinem Gefechtsstand hinab, um dort nach dem Rechten zu sehen.

Der Kompanietruppführer, Unteroffizier Müller, hatte den Kellerraum bereits mustergültig eingerichtet und ihn verteidigungsbereit gemacht. An den vier straßenwärts gelegenen Kellerfenstern standen griffbereit Karabiner und Maschinenpistolen mit dazugehöriger Munition sowie offene Handgranatenkisten.

Nachdem Müller Meldung erstattet hatte, fügte er noch grinsend hinzu:

„Dieses fette Schwein haben Sie ganz schön fertiggemacht, Herr Oberleutnant. Wenn er noch einen Ton gepiepst hätte, wäre ich rausgegangen und hätte ihm die Fresse poliert.“

„Das können Sie bald nachholen“, erwiderte der Oberleutnant. „Dieser Mensch heißt Zagg mit zwei g. Ich habe ihn zu Ihrem Melderhaufen kommandiert, Müller. Nehmen Sie sich des feisten Burschen an, und wenn er nicht spurt, preßt ihm das Fett aus den Rippen. Sie haben von mir alle Vollmachten zu jederlei Art von Eingreifen.“

Müller lächelte. „Ich werde mir's merken.“

„Sind die Nahkampftrupps alle draußen?“ wollte Giegold wissen.

Müller nickte zustimmend. „Jawoll! Alle Trupps sind draußen. Verbindung zum Gefechtsstand wird durch Melder aufrechterhalten.“

„Haben Sie übrigens was darüber gehört, warum die Burschen abhauen wollten?“ erkundigte sich der Oberleutnant. Es fiel ihm jetzt erst ein, daß er die Flüchtenden zwar zurückbeor-

dert, aber in der Aufregung ganz vergessen hatte, danach zu fragen, warum sie stiftengehen wollten.

Müller, der immer informiert war, wußte auch jetzt Bescheid. „Es soll ein ‚Kübel‘⁽³⁰⁾ mit einem Stabszahlmeister und zwei Unteroffizieren angekommen sein“, berichtete er. „Der Stabszahlmeister hat erzählt, daß drei T 34 auf die Ortschaft zurollen.“

„Warum, zum Teufel, ist der Bursche nicht auf die Kommandantur gekommen?“ erregte sich Giegold.

„Das weiß ich auch nicht, Herr Oberleutnant. Aber ich denke, daß der Herr Stabszahlmeister einen Freund bei dem Nachschubhaufen hat“, sagte Unteroffizier Müller.

Giegold nickte. „Schicken Sie einen Mann hin! Der Stabszahlmeister und die beiden Unteroffiziere sollen sofort zum Gefechtsstand kommen.“

Müller teilte einen Mann ein. Aber kaum hatte dieser den Gefechtsstand verlassen, ging es draußen los.

Plötzlich Abschüsse, Einschläge von „Stalinorgeln“, Artillerief Feuer! – Die Einschläge der Salvengeschütze lagen so dicht auf der Straße, daß die dort befindlichen Soldaten vor Schreck vergaßen, sich in Deckung zu werfen. Die ersten Schreie von Verwundeten drangen von draußen in den Keller.

Giegold und seine Männer hatten sich zu Boden geworfen. Blau-schwarze Pulverrauchschwaden wälzten sich über die Erde. Der Boden bebte, und das Haus über ihnen begann bedrohlich zu schwanken. Im Mauerwerk ächzte es. Da schlug ein schweres Geschosß direkt neben dem Haus in den Boden. Der Detonationsdruck preßte ihnen die Luft aus den Lungen, und der scharfe, beizende Gestank verbrannten Pulvers zog durch die offenen Kellerfenster. Das Feuer der Raketenge-

schütze und der Artillerie setzte jetzt aus.

Als Giegold sich aufrichtete und an eines der Fenster trat, zuckte er zusammen. Deutlich hörte er das tiefe Brummen von Motoren, das Kreischen von Gleisketten.

Die Panzer kamen! Es ging los!

Oberleutnant Giegold und sein Kompanietruppführer wechselten einen kurzen Blick, dann sagte Müller mit einem verzerrten Grinsen um die bärtigen Lippen:

„Jetzt können unsere Kerle beweisen, was sie gelernt haben, Herr Oberleutnant. Neugierig bin ich ja, wie sie sich schlagen werden.“

Mit dröhnenden Motoren krochen die Sturmgeschütze aus der Balka. Den Deckel des oben abgeflachten Sturmgeschützes aufgeklappt, stand Hauptmann Beheim in der Luke. Neben ihm Major Stanner, den Eisenhut (Stahlhelm) auf dem Kopf und die Maschinenpistole in der Faust. Hinten, auf den Hecks, saßen die Pioniere; verteilt auf zwei Geschütze.

Als die vier Kanonen den Schluchtausgang erreichten, ließ Beheim anhalten, weil sich hier die Rumänen anschließen sollten. Aber offenbar hatten es sich diese anders überlegt. Von einer Gefechtsordnung keine Spur. Sie rannten durcheinander, schrien aufeinander ein, und es hatte ganz den Anschein, als hätten sie wieder einmal die Nerven verloren.

Inmitten der rumänischen Soldaten stand der kleine rumänische Oberleutnant Drimba. Mit hochrotem Kopf und schriller Stimme brüllte er seine Leute an, verteilte Ohrfeigen und Boxhiebe.

Ein Feldwebel betätigte sich auf die

gleiche Weise. Beheim und Stanner sahen, wie der Feldwebel zwei Rumänen packte und sie mit den Köpfen zusammenstieß.

Hauptmann Beheim, der so etwas anscheinend noch nicht beobachtet hatte, schüttelte mißbilligend den Kopf. „Ist dieser Oberleutnant denn verrückt geworden?“ schimpfte er aufgebracht. „Man kann doch diese Soldaten nicht wie stumpfes Vieh in die Schlacht prügeln. Warum greifen Sie da nicht ein, Herr Major?“

Stanner, dem der ganze Zirkus selbst zuwider war, zuckte resigniert die Schultern.

„Es hat keinen Zweck, sich einzumischen. Ich bin ja auch dagegen, daß man diesen Männern den letzten Rest von Selbstbewußtsein nimmt, aber wenn ich mich einmische, untergrabe ich auch noch das bißchen Autorität, das dieser Oberleutnant besitzt.“

„Das kann ja heiter werden“, mokierte sich Beheim. „Wäre es nicht vernünftiger, diesen Sauhaufen überhaupt hierzulassen?“

„Unterschätzen Sie diese Burschen nicht“, sagte Stanner. „Die sind solche Auftritte gewohnt und haben sie schnell wieder vergessen.“ Er legte die Hände vor den Mund und brüllte zu den Rumänen hinüber:

„Oberleutnant Drimba!“

Was der Krach der Sturmgeschützmotoren nicht erreicht hatte, die scharfe Stimme des Majors verschaffte sich Gehör. Drimba drehte sich um. Als er die Sturmgeschütze und den Major sah, ließ er von seinen Soldaten ab und kam angerannt.

Außer Atem und mit verrutschtem Koppel meldete er mit schnappender Stimme: „Entschuldigen, Herr Major, aber die Kerle bekamen plötzlich wie-

der Angst. Sie weigerten sich, mit anzugreifen.“

„Und da haben Sie dazwischengehauen, was?“ fragte der Major.

Über Drimbass junges, rosiges Gesicht zuckte Verständnislosigkeit.

„Was hätte ich sonst tun sollen? Sie sind stur wie Büffel, und da helfen nur Schläge. Ich tue es nicht gern, weil ich auch will, daß Rumänen werden tapfere, verantwortungsbewußte Soldaten. Aber geht nicht.“

„Lassen wir das!“ sagte Stanner scharf. „Warum wollen Ihre Leute nicht angreifen, Herr Oberleutnant Drimba?“

„Oh, sie sagen, daß Tanks vorausfahren und weg sind, wenn Russen kommen“, erwiderte der Oberleutnant.

Stanner und Beheim wechselten einen Blick, dann meinte der Hauptmann: „Lassen Sie sie doch aufsitzen, Herr Major. Vielleicht fühlen sie sich dann wohler.“

Stanner gab sein Einverständnis, und Oberleutnant Drimba rief seinen Soldaten zu, sie sollten sich auf die Sturmgeschütze setzen.

Wie der Major vorausgesagt hatte, war die Prügelei sofort vergessen. Die Rumänen stürzten herbei und kletterten auf die Hecks.

„Können wir jetzt?“ fragte der Hauptmann, nachdem er einen Blick über die Geschütze und die darauffokkenden Rumänen geworfen hatte.

„Ja, wir können“, antwortete Stanner und verfluchte die zeitraubende Unterbrechung.

Hauptmann Beheim stieß die rechte Hand hoch und rief seinem Fahrer zu: „Auf geht's, Stangassinger!“

Der Feldwebel ließ den Motor kommen, das Geschütz rollte an, und die anderen folgten. Scharf schlug Stangassinger ein. Rasselnd legte sich der

Stahlkoloß in die Kurve, rasierte ein Stück niedriger Hecke ab und drehte auf einen Feldweg ein, der in gerader Richtung zur Höhe 434 führte.

Da sie von Westen aus nur den Hinterhang der Höhe sehen konnten, blieben ihnen die Vorgänge, die sich auf dem Süd- bzw. Osthang von „434“ abspielten, verborgen. Sie mußten sich also auf das Gehör verlassen. Das wiederum erforderte aber zwischendurch anhalten und horchen, weil durch die Motorengeräusche entfernter Gefechtslärm natürlich nicht zu hören war.

Den ersten Halt legten sie nach ungefähr siebenhundert Metern ein. Hauptmann Beheim befahl, die Motoren abzustellen, was er freilich nur ungern tat, da das Anlassen und Anfahren unnötig viel Sprit kostete.

Aber die Horchpause lohnte sich. Deutlich waren Panzerkanonenabschüsse und rasendes MG-Feuer zu hören.

„Das werden die T 34 sein, die den Rumänen einheizen“, sagte Beheim, der plötzlich nervös zu werden begann. „Machen wir, daß wir vorankommen, Herr Major, sonst kann es uns blühen, daß die Russen eher auf der ‚434‘ sind als wir.“

Das befürchtete auch Stanner, so daß er den Befehl gab, keinen Halt mehr einzulegen, sondern schnurstraks die Höhe anzufahren, gleichgültig, was daraus entstehen würde.

Beheim war das nur recht. Über Bordmikrophon gab er durch: „Uhu links, Eule rechts. Adler übernimmt Mitte und Falke deckt Flanke ab. Vorwärts, marsch!“

Mit dreißig Stundenkilometern raselten die Sturmgeschütze auf die Höhe zu, erreichten die dem Hang vorgelagerte Hügelkuppe 45 und stürmten

von da in die Talsenke hinab. Als diese durchfahren war und die Kanonen den deckungslosen Westhang der Höhe 434 im dritten Geländegang erklommen, bekamen sie plötzlich von der Höhe aus starkes Maschinengewehrfeuer. Es lag so gut, daß Stanner mit einem Fluch in Deckung ging. Die Pioniere hinten auf dem Heck, ohnehin mehr gefährdet als die Männer im Kampfwagen, preßten sich flach auf die heißen Stahlroste.

„Einen Zahn mehr drauf!“ schrie der Hauptmann dem Fahrer zu. Er hatte sich als einziger nicht hingelegt. Mit krummem Rücken hinter dem Schuttschlitz klebend und das Mikrophon an den Lippen kommandierte er: „Gefechtsordnung aufgeben. Hintereinander fahren und aufschließen!“

Der Beschuß verstärkte sich. Es mußten mindestens drei Maschinengewehre sein, die die Sturmgeschütze aus einer Entfernung von etwa achthundert Metern wütend beharkten. Wenn eine Geschoßgarbe gegen den Schutzschild prasselte, hörte es sich an, als schlage Hagel auf ein Wellblechdach.

„Gehen Sie doch in Deckung, Beheim!“ ermahnte Stanner den Hauptmann. Aber der bleckte nur die Zähne und grinste. Er war in seinem Element, und die Gefahr, die die anderen hautnah spürten, schien ihn nicht im geringsten zu irritieren.

Plötzlich schrie der Hauptmann: „Ich habe sie! Können wir rasch anhalten, Herr Major?“

Stanner, der nicht wollte, daß kostbare Zeit verlorenging, schrie zurück: „Können Sie das nicht mit einem Geschütz machen? Wir verlieren zuviel Zeit!“

Beheim nickte und brüllte ins Mikrophon: „Adler an Eule: Übernehmen Sie Bekämpfung von MG-Nestern ...“ Es

folgte eine genaue und präzise Zielansprache.

Geschütz „Eule“ scherte nach links aus. Sekunden später brüllte der Abschuß der 7,5-cm-Langrohr-Kanone auf.

Stanner war augenblicklich auf den Beinen und stand nun neben Hauptmann Beheim, um die Wirkung der Schüsse festzustellen.

Auf dem Scheitelpunkt der Höhe flammte der Explosionsblitz auf.

„Zu weit links!“ korrigierte Beheim, immer noch das Mikrophon an den Lippen.

Rums! Der zweite Schuß peitschte aus dem Rohr, die Granate fauchte durch die Luft.

Einschlag!

„Gut so! Es hat ihn!“ brüllte der Hauptmann. „Noch eine Lage, Windisch!“

Zwei trockene, kurz hintereinander abgegebene Schüsse, die so nahe vorbeihauten, daß die Pioniere die Köpfe einzogen und vor Schreck den Mund aufrissen.

Droben auf „434“ zwei berstende Einschläge. Das MG-Feuer verstummte sofort.

Beheim warf dem Major einen schnellen Blick zu.

„Fein gemacht, Windisch“, lobte er dann. „Einreihen, Eule!“

Doch dazu kam es nicht mehr. Mit einemmal plopten auf der Höhe Granatwerferabschüsse auf. Zwei-, drei-, vier-, fünfmal.

Sekunden darauf orgelten die Werfergranaten durch die Luft, und gleich darauf schlug es hinter Beheims Geschütz ein. Die krepierenden Granaten streuten Splitter aus, die sekundenlang zirpten und sausend herumflogen und gegen die Stahlwände der Geschütze patschten.

„Gut gezielt! Die wollen sich den Hügel freihalten!“ schrie der Hauptmann dem Major zu. Und ins Mikrofon: „Nach rechts und links absetzen! Rasch, Leute!“

Die drei Sturmgeschütze scherten aus, während Beheims Kanone die bisherige Richtung beibehielt. Die Abschüsse der Granatwerfer hörten sich jetzt wie Reihenexplosionen von Feuerwerkskörpern an.

Die Russen legten einen richtigen Feuervorhang über die Höhe. Alle fünf, sechs Meter ein Einschlag; tief gestaffelt. Es mußten sich mindestens sieben oder acht Granatwerfer an dem Beschuß beteiligen.

„Die Kerle sind verrückt geworden“, maulte Beheims Richtschütze. Oberfeldwebel Dammer.

Mitten im feindlichen Granatwerferfeuer zündete sich Beheim eine Zigarette an, zog einmal daran und steckte sie dem Richtschützen zwischen die Lippen. Der tat ebenfalls einen Zug, worauf die Zigarette zum Ladekanonier und dann nach unten zum Fahrer wanderte. Ein Zeremoniell, ohne Hast ausgeführt, in tausend Kämpfen erprobt und deshalb beibehalten. Nervenstärkung vielleicht auch oder nur Gewohnheit: Wer wußte es ...

Da keine eigene Artillerie den Feind auf der Höhe niederhielt, blieb den Angreifern nichts anderes übrig, als den Feuervorhang zu durchfahren. Das mußte schnell geschehen, denn aller Wahrscheinlichkeit nach hatten die Russen auf der Höhe die Sturmgeschütze längst durchgemeldet.

In der überhaupt möglichen Höchstgeschwindigkeit fuhren die Kanonen weiter, bis plötzlich quer über den Hang gestreutes Artilleriefeuer sie erneut zum Ausweichen zwang. Eine

wahre Mauer von Einschlägen versperrte ihnen den Weg.

Die Rumänen, ohnedies nicht ganz artilleriefest, sprangen in Gruppen von den Geschützen und warfen sich in Deckung.

Als der Major das sah, packte er Beheim am Ärmel und schrie ihm zu:

„Die Rumänen hauen ab! Wir müssen das verhindern!“

„Können Sie mir sagen, wie wir das tun sollen?“

„Lassen Sie ein Geschütz zurück, das die Rumänen vorantreibt“, schlug Stanner vor.

„Dazu ist es schon zu spät“, erwiderte Beheim und ließ einen Fluch folgen. Mit der ausgestreckten Hand deutete er nach allen Seiten. Es gab nicht mehr ein Geschütz, auf dessen Heck noch Rumänen gewesen wären. Durch das Beispiel einiger Hasenfüße animiert, waren sie allesamt abgesprungen und rannten nun kreuz und quer über den Hang.

„Ich habe es ja gleich in Frage gestellt, ob es überhaupt einen Zweck hatte, die Burschen mitzunehmen“, brüllte er, um sich in dem infernalischen Lärm verständlich zu machen.

Es war wirklich nichts mehr zu machen, das sah der Major ein. Er mußte sich damit abfinden, die Höhe 434 ohne die Waffengenossen zu erstürmen.

Ein Dutzend Rumänen, voran der Oberleutnant, lief jetzt schreiend hinter den Sturmgeschützen her. Sie wollten mitgenommen werden, hatten vielleicht auch keine Schuld an dem Versagen ihrer Kameraden. Sie taten Stanner leid, und so befahl er dem Hauptmann, einen Augenblick zu warten, um die Rumänen aufzunehmen.

Oberleutnant Drimba hatte Tränen der Wut und der Scham in den Augen, als er, von kräftigen Fäusten emporge-

zogen, auf dem Sturmgeschützheck landete.

„Diese tollen Hunde!“ machte er seinem Herzen Luft. „Diese dreimal verfluchten Hundesöhne. Ich konnte sie nicht daran hindern, Herr Major. Warum habe ich sie nicht erschlagen, diese erbärmlichen Feiglinge.“

„Hören Sie gefälligst auf zu lamentieren!“ schnauzte ihn der Major wütend an. „Hättet ihr eure Soldaten besser erzogen und menschlicher behandelt, würde so etwas nicht passieren. Ihr benehmt euch manchmal wie Sklaventreiber, Herr Oberleutnant!“

Es ging ihn zwar nichts an, wie rumänische Offiziere ihre Soldaten behandelten, aber einmal mußte es gesagt werden. Nun war es heraus, und Stanner fühlte sich bedeutend wohler.

Es war ja auch wirklich zum Heulen. Zuerst traktiert man die Burschen mit Ohrfeigen und Fußtritten, und fünf Minuten später sollen sie wie Helden agieren.

Oberleutnant Drimba schluckte die bitteren Vorwürfe des deutschen Offiziers wortlos, aber man merkte ihm an, wie er sich schämte.

Die rumänischen Soldaten, die mit Drimba aufgesprungen waren, saßen da wie verschüchterte Hühner und trauten sich nicht, die deutschen Landser anzusehen. Bis ein Obergefreiter in einer impulsiven Geste einem der Rumänen die Hand auf die Schulter legte und Zigaretten zu verteilen begann. Da schmolz das Eis. Mit einem zaghaften, aber befreiten Grinsen steckten sich die Rumänen die Zigaretten in den Mund, und ihre Augen leuchteten dankbar auf.

Obwohl die Unterbrechung nur einige Minuten gedauert hatte, reichte es für den russischen VB auf „434“ aus, sich einzuschießen.

Während die drei anderen Geschütze weitergerollt waren und versucht hatten, in einem weiten Bogen dem Feuerriegel auszuweichen, ergoß sich nun auf das Geschütz des Hauptmanns der ganze Segen. Ein Platzregen von Artillerie- und Werfergeschossen ging auf die Kanone nieder.

Zum erstenmal verlor Hauptmann Beheim die Nerven. „Jetzt haben wir den Salat!“ schrie er Stanner mit hochrotem Gesicht an. „Warum haben Sie diese Scheißkerle nicht zurückgelassen, Herr Major!“

Im selben Augenblick knickte er in den Hüften ein und ließ sich blitzschnell zu Boden fallen.

Ein scharfes Zischen in der Luft, dann ein berstender Einschlag. Für Sekunden stand das Geschütz in einer Flammenlohe. Es wurde durch den Explosionsdruck eines schweren Kalibers, das direkt neben der Kanone einschlug, hochgehoben und zur Seite gesetzt. Hinten auf dem Heck schrien sie entsetzt auf, und im Kampfraum purzelten sie durcheinander und schrammten mit den Köpfen über Eisen.

Der einzige, der noch reaktionsfähig geblieben war, war der Fahrer. Mit der linken Raupe, ruckartig und plötzlich bremsend, war er angefahren und rollte nun im rechten Winkel und in scharfer Fahrt auf eine Bodenwelle zu, um dort einigermaßen Deckung zu finden.

Benommen und sich das Blut aus einer Stirnwunde wischend, rappelte sich als erster der Major von der Bodenwanne auf. Er sah in das bleiche, verzerrte Gesicht Beheims, der, da er keinen Stahlhelm trug, mit dem Kopf gegen die Optik geflogen war und jetzt wohl Feuerkreise vor seinen Augen sah.

Kaum wieder bei klarer Besinnung, fragte der Hauptmann, ob jemand verwundet sei.

„Nein, niemand, Herr Hauptmann“, meldete der Richtschütze.

„Oh, du verdammte Sauerei!“ fluchte Beheim und schüttelte den Kopf. „Bei den Pionieren auch alles in Ordnung?“

„Ich glaube schon“, antwortete der Richtschütze.

Erst jetzt fiel Beheims Blick auf den Major. Er grinste schadenfroh und meinte: „Wie geht's Herrn Major nach dieser Feuerschüssel?“

Stanner besaß Humor genug, um zu antworten: „Danke, recht gut. Aber Sie können sich den Sarkasmus sparen, Beheim. Ich weiß auch so, daß es Blödsinn war, auf die Rumänen zu warten.“

„Danke gehorsamst für diese späte Einsicht.“ Er hob sein Ritterkreuz auf, das abgerissen war und unter der Optik auf dem Boden lag, und steckte es achtlos in seine linke Uniformtasche.

Nun erst merkten sie, daß die Artillerie und die Granatwerfer nicht mehr schossen. Dafür dröhnte der Abschuß einer Sturmkanone auf.

Mit einem Ruck hatte sich Beheim herumgedreht. „Das war der Stummel von der ‚Eule‘!“ schrie er. Er suchte das Gelände ab, um den Grund ausfindig zu machen, warum das Geschütz geschossen hatte.

„Feindpanzer von links!“ brüllte da der Richtschütze.

„Ach, du grüne Neune!“ entfuhr es Beheim, denn über den südlichen Hang der Höhe 434 schoben sich zwei gewaltige Eisenkästen. KW I³¹) und KW II³²)? Nein, Irrtum! Es waren zwei „Stalin“³³)! Fahrende Festungen, 46 Tonnen schwer und mit einer Bestückung von 122 mm und drei Maschinengewehren vom Kaliber 7,62 mm. Das Ganze umgeben von einer dicken Panzerung.

Die riesigen Kanonen schwenkten bereits ein, suchten den Feind.

Nun aber kam Hauptmann Beheim auf Touren. Seine Kommandos überschlugen sich. Zwischendurch rief er dem Major zu:

„Rasch absitzen! Ich kann jetzt keine Figuren auf der Kanone brauchen!“

Es hätte dieses Hinweises nicht bedurft, denn die Pioniere waren bereits abgesprungen und in Deckung gegangen. Stanner hechtete auf den Boden, als Beheims Geschütz den ersten Schuß auf die Russenpanzer abgab.

Was hernach kam, war eine Lärmorgie von unvorstellbaren Ausmaßen. Der Kampf der Stahlgiganten begann.

Wenn der Unteroffizier Müller neugierig darauf war, wie sich die Pioniere nach einem vierwöchigen Speziallehrgang schlagen würden, so war der Obergefreite Muntz, Richtkanonier der 8,8-cm-Flak, neugierig, wie sie es schaffen sollten, mit neun Granaten die angreifenden T 34 von der Ortschaft fernzuhalten.

Die ganze Geschützbedienung stand geduckt hinter dem Geschütz, die Nerven bis zum Zerreißen angespannt.

Die T 34 kamen. Aber nicht, wie die Kanoniere und auch Unteroffizier Velhorn, der Geschützfürer, erwartet hatten, im Breitkeil – ihrer üblichen Angriffsart –, sondern dicht hintereinander.

„Sind die denn ganz bescheuert?“ wunderte sich Muntz und kurbelte an der Seitenrichtmaschine.

Velhorn, das Glas an den Augen und leicht nach vorn gebeugt neben der Kanone stehend, erkannte als erster die Absicht der russischen Panzer.

„Die wollen in die Ortschaft und sie von innen her aufrollen!“ rief er seinen Männern zu.

„Ziel aufgefaßt!“ meldete der Richtkanonier.

„Näher rankommen lassen!“ befahl der Geschützführer.

Die russische Artillerie hämmerte noch immer auf das Dorf herab, und über ein Dutzend Häuser brannte bereits. Rauchscheier erschwerten die Sicht. Genau das beabsichtigten die Russen aber wohl mit ihrem Feuer. Sie wollten Nägel mit Köpfen machen und außerdem kein Risiko eingehen, wenn ihnen auch klar war, daß sie einen Ort angriffen, der nur von Nachschubeinheiten verteidigt wurde. Nachschub jedoch fürchtet Artillerie – eine alte Masche. Und Nachschub wird kopflos, wenn die Befehlsgebung nicht klappt oder wenn erschwerte Kampfbedingungen herrschen.

Feuer, Rauch und Panzer vor der Ortschaft, das waren aber nicht nur erschwerte Kampfbedingungen, das waren für kampfungewohnte Truppen sogar chaotische Zustände.

Da Westwind herrschte, geriet auch die Flak in Schwierigkeiten, weil die nach Osten abziehenden Rauchscheier einen undurchsichtigen Dunstwall über das Gelände legten.

„Mensch, Arthur, wenn ich nicht bald losknallen kann, ist es vorbei mit der Schießerei“, rief der Richtkanonier seinem Geschützführer ungeduldig zu.

Velhorn nickte zustimmend, aber er wollte die T 34 noch ein bißchen näher herankommen lassen. Bis auf zweihundert Meter wenigstens, da sie keine Panzergranaten, sondern nur Sprenggranaten für den Beschuß hatten. Damit muß man aber den Gegner schon sehr nahe in der Optik haben.

Gleich war es jedoch soweit. Die T 34 vollzogen gerade eine leichte Schwenkbewegung, so daß die Flak drei Panzer in der Breitseite zu sehen bekam.

„Zweiter T 34 von vorn! Feuer frei!“ befahl nun Unteroffizier Velhorn.

Wie auf dem Exerzierplatz wiederholte der Obergefreite Muntz den Befehl. Dann ging der Schuß hinaus. Die 8,8-cm-Granate erwischte den Russenpanzer genau am Turmkranz.

„Treffer!“

Flammen leckten über das Heck, und der Turm des T 34 hing aus den Scharnieren.

„Zielwechsel!“ kam von Unteroffizier Velhorn das Kommando. „Vierter Panzer von vorn. Feuer frei!“

Schuß! Und Treffer!

„Nochmals Zielwechsel! Zweitletzter Panzer. Feuer frei!“

Diesen T 34 erwischte es direkt am Heck. Sofort stand er in Flammen. Die Männer der Genesenden-Kompanie, die zur Bedeckung mitgegeben worden waren und rings um das Geschütz in niedrigen Splittergräben hockten, schrien vor Begeisterung durcheinander und vergaßen dabei ganz, daß es außer den drei abgeschossenen und schwerbeschädigten Feindpanzern noch ein Dutzend andere T 34 gab.

„Gebt's ihnen! Noch eine druff!“ – „Mensch, Arthur, knall ihnen eins!“ – So ging es hin und her. Sie übersahen begreiflicherweise nicht die Gesamtlage, sondern begeisterten sich am Teilerfolg. Und wer je eine gutfechtende „Achtacht“ aus allernächster Nähe erlebt hatte, der weiß, daß einen das Gefühl überwältigen kann.

Es war ein guter, ein glänzender Auftakt, diese abgeschossenen Feindpanzer. In Windeseile hatte es sich in der Ortschaft herumgesprochen, daß die Flak schon einige T 34 abgeschossen hatte. Das gab wieder Mut und flößte sogar jenen Selbstvertrauen ein, die bibbernd und zitternd irgendwo in einem Loch saßen und den Schädel ein-

zogen, wenn der heulende Tod auf sie herabfuhr und die Erde umpflügte.

Zwei Jahre früher hätte es für die Russen in einer solchen Lage nur eines gegeben: türmen, absetzen, nichts wie weg von der fürchterlichen deutschen Flak.

Jetzt sah es aber anders aus. Die schweren Abwehr- und Angriffs-schlachten der letzten Jahre hatten bei den Russen einen Typ von Panzersoldaten geschaffen, der zäher, härter und auch geschickter war. Und – das darf man nicht vergessen – auch bedeutend besser geführt wurde.

Das Verhängnis für die Flak vollzog sich daher in wenigen Minuten.

Während drei T 34 die abgeschossenen und havarierten Panzer abschirmten, kurvten vier Panzer aus dem Verband aus und kamen mit hoher Geschwindigkeit auf die Flak-Stellung zugerasselt.

„Die überrollen uns!“ schrie jemand entsetzt.

Ja, dachte Unteroffizier Velhorn, jetzt ist es soweit. Jetzt werden wir zermatscht oder kassiert. Aber er behielt eisern die Nerven und wich nicht von seinem Platz.

„Feuer frei auf ersten Panzer rechts!“ brüllte er dem Richtkanonier zu.

Der vierte Schuß ging aus dem Rohr, verfehlte aber den T 34, wenn auch nur um Haaresbreite. Dreihundert Meter weiter weg schlug die Sprenggranate am Boden auf und explodierte.

Die „Fahrkarte“ machte den Richtkanonier noch nervöser, als er das ohnehin schon war, und so ging auch der nächste Schuß daneben. Velhorn riß entsetzt die Arme hoch.

„Fritz, was ist denn los mit dir?“ schrie der Unteroffizier seinem Richtkanonier zu. „Schieß, Mann! Verdammt, schieß doch!“

Der Obergefreite kam nicht mehr dazu, den sechsten Schuß abzugeben. Unter kreischendem Kettenklirren waren zwei T 34 so nahe herangekommen, daß sie sich bereits im toten Schußwinkel der Flak befanden.

In den Deckungslöchern kauerten sich die Landser von der Genesenden-Kompanie zusammen, irre Angst in den Augen, da sie wehrlos waren und nicht einmal eine Handgranate zur Selbstverteidigung besaßen.

„Stellungswechsel!“

Es war für Unteroffizier Velhorn der letzte Ausweg, den er mit einer routinierten Mannschaft auch geschafft hätte. Aber bevor die Landser begriffen, was sie tun sollten – nämlich das Geschütz um 180 Grad herumreißen –, hatte einer der T 34 schon angehalten und geschossen.

Die Panzergranate zerfetzte den Schutzschild der „Achtacht“, und ein großer Eisensplitter bohrte sich dem Obergefreiten Muntz in den Brustkorb. Blutüberströmt brach er über der Geschützlafette zusammen.

Der zweite Schuß des Russen-Panzers zertrümmerte das rechte Rad, so daß das Geschütz kopflastig wurde und nicht mehr einvisiert werden konnte.

Nun gab es für die Landser in den Splittergräben kein Halten mehr. Hals über Kopf flohen sie in die Ortschaft zurück.

Unteroffizier Velhorn schrie seinen Männern zu: „Absetzen bis zum Ortsrand! Meldet euch beim Chef! Weg, Leute! Schnell!“

Sie verstanden nur die Hälfte von dem, was der Unteroffizier gesagt hatte, rannten um ihr Leben und vergaßen dabei, daß der Richtschütze ihrer Hilfe bedurft hätte. Sie dachten wohl – und wer konnte ihnen das verübeln –, Muntz wäre nicht mehr am Leben.

Velhorn aber sah ganz genau, daß Muntz sich noch bewegte, wenn er auch keinen Ton über die Lippen brachte. Mit einem Sprung stand er neben dem Schwerverwundeten und wuchtete ihn sich auf die Schulter. Dann hastete er keuchend und die Angst im Nacken, von einem T 34 eingeholt und überrollt zu werden, die hundert Meter bis zum nordöstlichen Ortsrand zurück.

Da Muntz ziemlich schwer war und Velhorn sehr schnell laufen mußte, versagten bald seine Kräfte. Er biß aber die Zähne zusammen und sagte sich immer wieder: Ich muß Muntz in Sicherheit bringen. Ich muß! Ich muß!

Hinter sich das entsetzliche kreischende Gleiten der Panzerketten, torkelte der Geschützführer weiter. Das Blut pochte in seinen Schläfen, und die Beine wurden ihm bleischwer. Von oben bis unten mit dem Blut des Kameraden besudelt und dessen süßlichen Geruch in der Nase, rannte Velhorn um sein Leben.

Plötzlich ging es aber nicht mehr. Rasendes Seitenstechen und eine merkwürdige Blutleere im Kopf zwangen ihn, eine Pause einzulegen. Keuchend nach Luft ringend blieb der Unteroffizier stehen. Einen Augenblick spielte er mit dem Gedanken, sich der schweren Last zu entledigen und allein weiterzulaufen. Aber er brachte es nicht übers Herz, einen Kameraden im Stich zu lassen. Muntz hätte ihn auch nicht aufgegeben, das wußte Unteroffizier Velhorn.

Weiter! Reiß dich zusammen, Mann! Du mußt wenigstens einen Splittergraben erreichen! Los!

Und es ging. Velhorn schaffte noch vierzig Meter, bis der erste Graben auftauchte. Mehr tot als lebendig fiel der Unteroffizier hinein, blieb für Sekunden benommen liegen, auf sich den

schwerverwundeten Muntz, der kein Lebenszeichen mehr von sich gab und offenbar ohne Bewußtsein war.

Das ist gut, dachte Velhorn. Dann hat er wenigstens den Sturz in den Graben nicht gemerkt.

Behutsam machte Velhorn sich frei, rollte den Verwundeten zur Seite, richtete sich auf und blickte in dessen Gesicht.

Nein! Nein! Das durfte nicht sein. Velhorns Herzschlag setzte aus. Verständnislos starrte er auf das wachsbliche Gesicht des Kameraden. Muntz war tot!

Mein Gott, ich habe eine Leiche mitgeschleppt, dachte Velhorn und erschauerte. Wahrscheinlich lebte Muntz schon nicht mehr, als er ihn auf die Schultern geladen hatte und vor dem T 34 geflohen war.

Zu dem Gefühl maßloser Enttäuschung kam nun aber der Selbsterhaltungstrieb. Er mußte heraus aus dem Graben. Wenn er liegenblieb, würden ihn die Russen finden.

Als er vorsichtig über den Grabenrand spähte, sah er, daß der T 34, vor dem er geflüchtet war, auf ihn zukam. Es war zu spät. Velhorn war lange genug Soldat, um zu wissen, daß eine Flucht zwecklos war. Das Panzer-MG würde ihn mit dem ersten Feuerstoß durchlöchern. Eine Panzernahkampfwaffe besaß der Unteroffizier aber nicht.

Unter den Ketten des T 34 flogen Grasbüschel weg. Der Kommandant hatte den Kopf aus dem Turm gestreckt.

Der Russe grinste triumphierend. Es war das Grinsen des Siegers, des Jägers, der sich seiner Beute gewiß war.

Noch nie zuvor war Velhorn dem Tod so nahe gewesen. Wie der Bug eines gepanzerten Schiffes rollte der T 34 auf

den Unteroffizier zu, warf seinen Schatten voraus, den Schatten des Todes.

Genau über dem Graben, in dem Velhorn zusammengekauert lag, hielt der Panzer an. Unerträglicher Ölgestank stieg dem Unteroffizier in die Nase, ließ würgende Übelkeit in ihm aufsteigen.

Mein Gott, das ist alles gar nicht wahr! dachte Velhorn in fiebernder Angst. Ich träume das alles nur ...

Aber es war kein Traum. Diese dreißig Tonnen Stahl, die über dem Graben lagen, und der Gestank verbrannten Dieselöls waren Wirklichkeit.

Was wird er nun unternehmen? dachte Velhorn, und seine Zähne schlugen wie im Fieber aufeinander. Werden mich diese dreißig Tonnen zermalmen oder mich bei lebendigem Leib verschütten?

Unnütze Gedanken, denn das eine war ebenso schrecklich und tödlich wie das andere.

Der Panzerfahrer zog die linke Kette an, der Panzer ruckte quietschend herum, drückte die eine Grabenwand ein, so daß Velhorn bis zur Hüfte verschüttet wurde.

Er schrie seine Todesangst hinaus, aber der Motorenlärm erstickte diesen Laut.

Nun das gleiche Manöver mit der anderen Kette. Velhorn schlug mit den Händen um sich und wischte sich den Sand aus Augen und Gesicht. Ein sinnloses Unterfangen, da immer mehr Erdreich, Steine, Sand nachrutschten und ihn langsam zuschütteten.

Durch die Bodenwanne hindurch hörte Unteroffizier Velhorn die Stimmen der „Iwans“. Heisere, laute Stimmen. Dann gaben die Russen mit irgendeinem Gegenstand Klopfsignale, als wollten sie den Deutschen unter dem Panzer verhöhnen.

„Erschießt mich doch, ihr Hunde!

Erschießt mich!“ Seine Worte wurden von einem trockenen Schluchzen begleitet, das Ausdruck seines ohnmächtigen Zorns und seiner fürchterlichen Hilflosigkeit war.

Der T 34 ruckte nach vorn. Dann wieder zurück. Das genügte, um den Graben vollends zum Einsturz zu bringen. Dreißig Tonnen Stahl sackten durch.

Unteroffizier Velhorn spürte es nicht mehr, als die Gleisketten wie die Zähne eines Raubtieres nach seinem weichen Fleisch griffen und es zerfetzten. Nachstürzendes Erdreich hatte ihn erstickt.

Als der T 34 den Graben freigab und der Kommandant ausstieg, um sich davon zu überzeugen, daß nichts mehr am Leben sei, wendete er sich schauernd ab. Er war noch jung, und wahrscheinlich hatte er zum erstenmal dieses grausige Manöver durchgeführt. Es sah wie Flucht aus, als der Russe in den Turm kletterte. Sein kehliges „Dawai!“⁽³⁴⁾ klang merkwürdig zornig. Er hatte Rache nehmen wollen an diesen Deutschen, die drei Panzer abgeschossen hatten. Jetzt spürte er statt des Triumphes vielleicht nur Ekel und heiße Scham.

Mit hoher Geschwindigkeit rollte der T 34 hinter den anderen Panzern her, die eben in die Ortschaft Slatowina einbrachen und schießend niederwalzten, was ihnen in den Weg kam.

„Jetzt kommt’s drauf an, wer schneller schießt!“ schrie Hauptmann Beheim seinem Richtschützen zu.

Da knallte auch schon der erste Schuß aus dem Rohr. Zwei Sekunden später traf die Granate den „Stalin-Panzer“ unterhalb des Fahrerluks. Aber sie rutschte ab und fauchte in den Himmel.

„Auf den Turm halten!“ korrigierte Beheim mit überschnappender Stimme. Der brüllende Abschuß war im Inneren des Sturmgeschützes nicht zu hören, weil in diesem Moment beide Feindpanzer das Feuer eröffneten.

Aber der Ruck, der durch das Geschütz lief, sagte dem Kommandanten, daß der Schuß draußen war.

Die Granate schlug dem Gegner zwischen Turm und Wanne und warf den Turm des „Stalin“ aus dem Drehkranz. Das Rohr der Kanone zeigte schräg nach oben.

„Dem reicht's! Soll ich Zielwechsel machen, Herr Hauptmann?“ fragte Windisch.

„Ja! Zielwechsel. Aber rasch, Windisch! Steingassinger, etwas links anziehen! So ist's recht! – Feuer!“

Jetzt schoß auch der „Stalin-Panzer“. Brüllende Abschußdetonation. Riesiger Flammenblitz vor der Rohrmündung. Als würde ein Klavier durch die Luft geschmissen, so orgelte das schwere Kaliber heran. Es verfehlte Beheims Geschütz nur um einen halben Meter – in der Höhe gerechnet.

Das Führergeschütz trug den Feuerkampf mit den russischen Panzern vorerst allein aus, da Beheim seinen anderen Kanonen „freie Jagd“ gegeben hatte. Ein taktisches Manöver, das infolge der geringen Schußdistanz außerordentlich gewagt war und enormes Vertrauen in das eigene Können erforderte.

Die drei Geschütze umkurvten den zweiten Koloß in einer Entfernung von etwa zweihundert Metern. Den Gegner flatterig machen, nannten sie das. Ihn verwirren, so daß er nicht weiß, welches Ziel er zuerst bekämpfen soll.

Der Russe wurde flatterig. Vor sich den gutschießenden Deutschen, der schon einen Gegner erledigt hatte,

rechts und links weitere deutsche Sturmtanks, das war dem Kommandanten zuviel.

Ersetzte sich in Richtung „434“-Südhang ab. Hart ruckte der überschwere Russen-Panzer herum, aus den Auspufftöpfen schossen die Stichflammen, und aus dem Turm flog eine Nebelkerze, die aber nicht zündete.

Windisch hatte erneut den Auslöser gedrückt. Der Schuß, auf gut 350 Meter abgegeben, fetzte dem Russen die linke Kette weg und machte ihn lahm. Als er noch auf der einen intakten Kette raselnd drehte und dem Sturmgeschütz seine Breitseite zeigte, gab Windisch ihm den Fangschuß. Die zweite Panzergranate schmetterte in das Heck hinein. Sekunden später flitzten zwei lange Flammenfahnen aus Heck und Turmluk heraus. Der zweite „Stalin-Panzer“ war damit ebenfalls vernichtet.

Gerade im Augenblick des Sieges aber brach die Katastrophe über Hauptmann Beheim und Major Stanmer herein. Zu sehr mit den Ereignissen auf dem Hang beschäftigt, war allen entgangen, daß ein Rudel T 34 in Stärke von neun Kampfwagen über die Höhe hervorkam und sich feuernd auf die Sturmgeschütze stürzte.

Diese Panzer mußten über den Osthang die Höhe 434 erreicht haben und von dort liegenden Infanteristen eingewiesen worden sein. Es konnte nie geklärt werden, warum diese Kampfwagen nicht früher in das Gefecht eingegriffen hatten. Wahrscheinlich wollten sie die Deutschen in Sicherheit wiegen und sie in dem Glauben lassen, die „Stalin-Panzer“ seien die einzigen auf oder bei der Höhe.

Die angreifenden T 34 erzielten bereits nach den ersten Schüssen zwei Treffer. Hauptmann Beheims Geschütz

wurde die rechte Raupe abgeschossen, das Fahrzeug war damit manövrierunfähig.

Verzweifelt verständigte Beheim über Funksprech seine anderen Besatzungen. „Geschütz ‚Adler‘ getroffen! Raupenkette zerschossen!“

Sofort kam von Geschütz „Eule“ die Antwort: „‚Eule‘ geht vor und gibt Dekkung!“

Leutnant Berberich, der Kommandant von „Eule“, preschte mitten im feindlichen Feuer zu Hilfe und legte sich zehn Meter vor das Geschütz des Hauptmanns, während es rings um die Kanone einschlug und eine Granate im Heck als Blindgänger steckenblieb.

Was nun kam, war ein Musterbeispiel heldenhaften Einsatzes.

Geschütz „Uhu“, das ebenfalls einen Treffer erhalten hatte, und zwar über dem Motorraum, rollte qualmend heran. Sie wollten dem Kommandeur helfen, dessen Wagen ja als einziger bewegungsunfähig war.

So abgeschirmt von drei eigenen Geschützen, wurde die neue Kette montiert, in einem Granathagel und im Feuer von zwei russischen sMG, die oben auf der Höhe überraschend in Stellung gegangen waren.

Major Stanner, der mit den Pionieren mitten auf der freien Fläche lag, mußte untätig zusehen, wie die Kameraden von der Sturmartillerie einen erbitterten und, wie es schien, aussichtslosen Abwehrkampf führten.

In das Duell der Stahlgiganten konnte der Major mit dem kleinen Haufen nicht eingreifen. Es wäre zwecklos gewesen und für Hauptmann Beheim eher eine Behinderung.

Sollte man aber nicht versuchen, die T 34 durch einen Scheinangriff abzulenk?

Die Höhe 434 wiederzugewinnen –

das war dem Major längst klargeworden –, daran war überhaupt nicht mehr zu denken. So, wie es aussah, karnte der Russe wohl starke Kräfte heran, und es würde vermutlich nicht mehr lange dauern, dann kamen sie auch mit Sturminfanterie.

In der Zwischenzeit hatte das Feuerduell der Panzer seinen Höhepunkt erreicht. Auf kürzeste Distanz beschossen sich die Gegner.

Die Lade- und Richtkanoniere der vier Geschütze arbeiteten wie die Automaten. Die Ladekanoniere rammten neue Granaten in die Verschlüsse, die Richtschützen richteten an und jagten die Stahlprojekte hinaus: dem Feind entgegen, der ebenfalls Schuß auf Schuß auf die Deutschen abgab.

Ein T 34 erhielt einen Treffer und ging in Flammen auf. Ein zweiter Feindpanzer wurde vom Geschütz „Uhu“ lahmgeschossen.

Aber dann schlug es bei den Deutschen ein!

Geschütz „Eule“ erhielt einen Volltreffer. Die Besatzung war auf der Stelle tot, und die Munition im Inneren des Sturmgeschützes entzündete sich. Eisenteile wirbelten durch die Luft, und die Stelle des Unglücks wurde von einer mächtigen Rauchsäule markiert.

Major Stanner, der eben den Befehl zum Angriff geben wollte, blieb der Schrei im Hals stecken. „Die machen uns fertig!“ schrie er zu dem Pionierzugführer hinüber, der hinter einem Wacholderstrauch in Deckung lag. „Bleibt hier liegen, ich gehe zu Hauptmann Beheim rüber.“

„Seien Sie vorsichtig, Herr Major“, warnte der Feldwebel, aber Stanner hörte das nicht mehr. Er rannte mit eingezogenem Kopf zum Geschütz des Hauptmanns hinüber. Ein russisches

MG auf der Höhe legte Sperrfeuer. Stanner achtete nicht darauf. Mit mächtigen Sprüngen überquerte er die freie Fläche. Dann kurz Atem geholt und rauf auf das Heck der Kanone.

Beheim schuftete wie ein Berserker. Er hatte die Uniformjacke ausgezogen und arbeitete in Hemdsärmeln. Mit ölverschmiertem Gesicht und fortwährend Befehle brüllend, rammte er eine Granate in den Verschuß und schrie: „Fertig! Feuer!“

Der Schuß ging hinaus. Sekundenlange Atempause.

Unten in der Bodenwanne saß der Ladekanonier. Mit zusammengebissenen Zähnen und leise stöhnend verband er eine heftig blutende Oberarmwunde.

Da! Rums!

Ein Abpraller vorn am Bug des Geschützes rüttelte böse an der Kanone.

„Beheim! Absetzen!“ schrie der Major dem Hauptmann zu.

Beheim drehte sich um. Das Weiß der Augäpfel leuchtete aus seinem Gesicht. „Was?“ Er hatte Stanner nicht verstanden.

„Absetzen!“ wiederholte der Major.

„Zielwechsel!“ befahl in diesem Moment der Hauptmann. „Vierter von rechts! Feuer!“

„Die Kampfgruppe setzt sich ab!“ schrie der Major mit der ganzen Kraft seiner Lungen, denn der Lärm war ohrenbetäubend.

Ohne seine Arbeit aufzugeben, antwortete Hauptmann Beheim über die Schulter hinweg: „Verstanden! Haut ab! Wir nehmen euch auf!“

„Sie sollen sich absetzen!“

„Verflucht, das geht nicht!“ schrie der Hauptmann. „Sie sehen doch, was los ist. Wenn wir abhauen, drehen die uns durch den Wolf!“ Seine Stimme überschlug sich vor Ungeduld.

Stanner beugte sich zu dem Verwundeten hinunter.

„Kommen Sie mit, Unteroffizier!“

Ein verzerrtes Grinsen. „Nee. Ich bleibe, Herr Major!“ Dann ein verständnisloses Kopfschütteln, als wollte der Ladekanonier sagen: Mann, verschwinde endlich! Siehst du denn nicht, daß du im Weg stehst?

Stanner wußte natürlich, daß er keine Befehlsgewalt über die Sturmgeschütze besaß. Und taktische Entschlüsse konnte auch nur der Sturmgeschütz-Kommandeur treffen. Es war wie auf der Kommandobrücke eines Schiffes. Befehlsgewalt besaß im Gefecht nur der Kapitän. Nicht einmal ein Armeeführer hätte es gewagt, diesem dreinzureden.

Stanner sprang von der Kanone herunter und lief zu den Pionieren zurück. Mehrmals mußte er sich in Deckung werfen, mehrmals verfehlten ihn die Geschosse des russischen MG nur um Haaresbreite.

Als er sich atemlos neben dem Pionierzugführer zu Boden warf, schrie dieser: „Es hat einen von uns erwischt, Herr Major!“

Der Major, in der Meinung, der Feldwebel hätte einen seiner Männer gemeint, drehte sich um. Aber Schneider schrie: „Ein Sturmgeschütz, Herr Major!“

Um Gottes willen! Stanners Kopf ruckte herum, und da sah er es. Eines von Beheims Geschützen hatte eben einen Volltreffer abbekommen und brannte lichterloh. Die Besatzung bootete zwar aus, wurde aber von der Höhe herunter durch MG-Beschuß außer Gefecht gesetzt.

In diesem Augenblick wurde dem Major klar, daß der Kampf um die strategisch wichtige Höhe nicht mehr zu gewinnen war. Was jetzt noch getan

werden konnte, ließ sich mit einem Satz sagen: Es mußte versucht werden, bis zum Einbruch der Dunkelheit die Balka zu halten, damit das Bataillon nachts zurückgenommen werden konnte.

Ob das angesichts des überlegenen Gegners allerdings möglich sein würde, stand vorerst noch in den Sternen.

Der Major gab den Befehl, sich langsam bis zur Balka abzusetzen, wobei aber zumindest die Sichtverbindung zu den Sturmgeschützen nicht abreißen durfte.

Für Unteroffizier Barz und seine Männer war dieser Tag der längste und nervenaufreibendste ihres Lebens.

Immer in der Angst, doch noch von den Russen entdeckt zu werden, zählten sie die Minuten, die Stunden. Mit Bangen und Herzklopfen hörten sie den Gefechtslärm, der vor allem von der Höhe 434 zu ihnen herüberdrang.

Für Sekunden hatte Barz es einmal gewagt, den Kopf aus der Deckung zu nehmen. Er hatte es in jenem Augenblick getan, als das zweite Sturmgeschütz durch Volltreffer außer Gefecht gesetzt worden war.

Seine Hoffnung, das Blatt könnte sich doch noch zum Guten wenden, wurde zerstört. Er wußte nun ganz sicher, daß das Bataillon in eine aussichtslose Lage geraten war.

Als die anderen ihn fragten, was er beobachtet hätte, sagte er nur:

„Die unseren halten ganz schön rein. Sie haben schon vier Panzer abgeschossen.“

Damit wollte er ihnen Mut machen. Ihnen die Wahrheit zu sagen verbot sich von selbst. Sie waren mit den Nerven völlig runter und würden die nackte Wahrheit vermutlich kaum verkraften.

Schwer atmend wegen der Hitze, lagen sie dicht aneinandergepreßt in der Bodenfalte, auf welche die Sonne erbarmungslos herabbrannte, und starrten in den wolkenlosen Himmel. Längst war der Tee in den Feldflaschen zu Ende gegangen. Ohne Wasser dazuliegen, war aber das schlimmste. Ihre Lippen waren aufgesprungen, die Zungen dick geworden und mit einem pelzigen Belag überzogen. Hinzu kamen die Läuse, von denen sie geplagt wurden. Sie vermochten sich des Ungeziefers aber nicht zu erwehren, da sie sich zum einen kaum rühren konnten und zum anderen kein Geräusch machen durften.

Eine Zigarette hätte die Qual sicherlich etwas gelindert. Den Zigarettenrauch hätten die Russen aber wahrgenommen, also mußte Barz das Rauchen streng verbieten.

Es herrschte eine gereizte, ja fast böse Stimmung. Vor allem der Gefreite Burghardt, von Natur ein cholerisches Gemüt, machte dem Unteroffizier zu schaffen. Er quängelte in einem fort, bezweifelte die Richtigkeit von Barz' Entschlüssen und versuchte den Unteroffizier dauernd zu überreden, einen Ausbruch zu versuchen. Immer ein Mann schafft es schon, meinte er.

„Wenn du nicht bald was unternimmst, Barz,nehm' ich meine Knarre und geh' auf die ‚Iwans' los.“

„Das kannst du machen, wenn es dunkel geworden ist“, erwiderte Barz eiskalt. „Jetzt aber reiß dich gefälligst zusammen, Mann. Und wenn nicht ...“

Er ließ den Satz offen, aber Burghardt wußte ganz genau, was der Unteroffizier andeuten wollte. Barz war im ganzen Bataillon dafür bekannt, daß er widerborstige und renitente Burschen auf sehr dramatische Weise zusammenstutzte. Vor geraumer Zeit war er nicht einmal davor zurückge-

schreckt, einen Gefreiten, der durchdrehen wollte und damit die ganze SMG-Bedienung in Gefahr gebracht hatte, bewußtlos zu schlagen.

Eine halbe Stunde später trat plötzlich mit einem Schlag Friedhofsstille ein.

Die Männer blickten Barz erschrocken an. Salm flüsterte dem Unteroffizier zu:

„Mann, was ist denn jetzt los?“

Barz bedeutete ihnen, sich ruhig zu verhalten. Vorsichtig spähte er über die Deckung, blickte zum Südhang der Höhe 434 hinüber und hätte beinahe einen Schrei ausgestoßen.

Auf dem Hang lagen die vier deutschen Sturmgeschütze, brennend und qualmend. Russische Panzerbesatzungen rannten um die Wracks herum. Von der Höhe herunter kamen Infanteristen gelaufen. Fünf T 34 rasselten über die freie Fläche, auf den rumänischen Regimentsgefechtsstand zu. Die Kommandanten standen aufrecht im Turm, winkten sich zu und ließen keinen Zweifel darüber aufkommen, wer das Gefecht siegreich beendet hatte.

Auch die Russen, die in der Nähe der SMG-Bedienung Biwak bezogen hatten, nahmen nun regen Anteil an dem Sieg. Sie führten wahre Freudentänze auf, warfen ihre Karabiner in die Luft und schossen mit der Maschinenpistole Salven in den Himmel.

Barz glitt in die Deckung zurück.

Als ihn die Kameraden auskunftstheischend anblickten, zuckte er nur die Schultern und flüsterte:

„Sie haben die Unseren fertiggemacht. Die Sturmgeschütze brennen, Jungs. So eine verdammte Scheiße!“

Sie reagierten auf diese niederschmetternde Nachricht mit erstaunlicher Gelassenheit und stummem Erschrecken. Eine Zeitlang sagte keiner

was, dann entfuhr es einem Obergefreiten:

„Na schön. Mir ist jetzt alles gleich. Meinetwegen können die ‚Iwans‘ kommen und mich erschlagen.“

Aber da kam er bei Unteroffizier Barz gerade richtig an.

„Einen Dreck wirst du dich erschlagen lassen“, fauchte er den Kameraden an. „Solange einer von uns noch atmen kann, wird nicht aufgegeben. Habt ihr das verstanden? Man wirft sein Leben nicht einfach weg.“

Sie sahen ihn wortlos, stumm und mit einer Spur mitleidigen Hohns an. Was quatscht er da eigentlich? Nur ein Verrückter konnte in dieser Lage noch optimistisch sein. Alles Phrasen, nichts als blödsinnige Phrasen.

Barz, der ihre Gedanken zu lesen schien, blickte jeden seiner Männer fest an, dann sagte er:

„Wenn wir es bis zum Einbruch der Dunkelheit schaffen, unentdeckt zu bleiben, haben wir noch eine Chance, durchzukommen. Ich habe mir einen Plan zurechtgelegt, der hinhalten mußte. Aber nur, wenn ihr Kerle auch mitmacht und nicht vorzeitig in den Sack haut. Verstanden?“

„Was ist das für ein Plan?“ fragte Salm, der als einziger die Flinte noch nicht ins Korn geworfen zu haben schien.

Barz, der spürte, daß es ihm gelungen war, ihre tiefe Resignation zu brechen, grinste schlaue. Dann berichtete er von seinem Vorhaben, das so kühn war, daß der Gefreite Friedhelm sagte: „Mensch, Barz, so was steht nur in PK³⁵)-Berichten. In Wirklichkeit gibt's so was gar nicht.“

„Du wirst es erleben“, antwortete der Unteroffizier und hängte einen seiner beliebtesten Sprüche an: „Denkt immer dran: Gelobt sei, was hart macht!“

Niemand, auch Salm nicht, glaubte an Barz' Plan, aber dennoch klammernten sie sich an ihn wie Ertrinkende an den berühmten Strohalm.

„Und für die nächsten paar Stunden Ruhe bewahren. Reißt euch zusammen. Keiner darf die Nerven verlieren. Denkt dran: Das ist zwar ein hundsverfluchtes Drecksleben, aber irgendwann gibt es auch für uns wieder eine bessere Zeit. Oder meint ihr etwa, ich bin so verstört, daß ich mich nicht auch nach einem besseren Leben sehne? Ich träume genauso wie ihr von einem Zuhause, von einer geheizten Stube, von 'nem Glas kühlen Bier und 'ner netten Frau, mit der ich schlafengehen kann. Und weil ich das noch mal erleben will, gebe ich nicht auf, versteht ihr das? Und wenn ihr denkt, daß ich nicht hin und wieder mächtiges Hemdflattern kriege, irrt ihr euch. Ich hab' auch oft eine Mordsangst, aber dann sage ich mir: Menschenkind, Barz, mit der Angst wird nichts besser, da schaut du dir höchstens die Radieschen von unten an oder marschierst zum ‚Iwan‘ nach Sibirien. Und dann gebe ich mir selbst 'nen kräftigen Tritt in den Hintern, und es geht wieder.“

Das war die längste Rede, die der Unteroffizier Barz je gehalten hatte. Und als mußte er sich dafür entschuldigen, sagte er:

„Hab' viel zuviel gequascht. Aber ich mußte euch Pfeifen mal die Meinung sagen. Klar?“

Ja, sie hatten ihn verstanden und sie waren ihm sogar dankbar, daß er ihnen die Leviten gelesen hatte. Nüchtern betrachtet war die Lage eigentlich gar nicht so ausweglos, wenn sein Plan sich durchführen ließ.

Einschläge, daß die Erde bebte. Die

Russen schossen mit schwerer Artillerie und „Stalinorgeln“ in die Balka. Diesmal wollten sie es genau wissen. Sie ahnten wohl, daß in dieser Schlucht, die längst von den eigenen Truppen überflügelt worden war, sich ein letzter Funke von Widerstandswille manifestierte.

Diesen verkörperte in diesen entscheidenden Minuten der rumänische Oberst Buderescu. Als mußte er seinen Soldaten ein leuchtendes Beispiel geben, hatte er seinen Stabsbunker verlassen und lehnte an der Bunkerwand. Interessiert sah er zu, wie die Granateinschläge die Balka umpflügten, Bunker durch Phosphorgeschosse ausbrannten, die Soldaten schreiend durch die Hölle dieses Feuers rasten und irgendwann dann von einer Granate zerissen wurden.

Buderescu wußte, dies war das Ende, es gab kein Entkommen mehr. Durch einen Feldwebel hatte er erfahren, daß der Gegenstoß des deutschen Majors fehlgeschlagen war, daß die Sturmgeschütze zwar ein halbes Dutzend T 34 erledigt hatten, dann aber zusammen geschossen worden waren. Der Feldwebel – er gehörte einem versprengten Bataillon des 34. Regiments an – berichtete dem Oberst auch, daß ein kleines Häuflein Deutscher von russischen Panzern gejagt würde und daß diese Deutschen auf die Balka zuliefen.

„Es wird Major Stanner sein“, mutmaßte Buderescus Adjutant.

Buderescu hatte nur genickt und dann den Befehl gegeben, ein aus Offizieren bestehendes Kommando zu bilden, das die Aufgabe habe, den östlichen Balka-Eingang offenzuhalten und ihn gegen russische Infanterie so lange zu verteidigen, bis Stanner mit den Pionieren zurückgekehrt sei.

Das war vor einer halben Stunde gewesen.

Inzwischen hatte der Gegner damit begonnen, die Balka systematisch zu zertrümmern und auszuräuchern. So lange dieser Feuersturm anhielt, gab es aber keine Möglichkeit, irgendwelche Entschlüsse zu treffen oder gar Befehle zu geben. Niemand hätte sie befolgt.

Kaum sechs Schritte von Buderescu lag ein rumänischer Soldat auf dem Boden. In Todesangst, um jeden Augenblick Leben noch laut brüllend, schlug er in wütender Verzweiflung den Schädel mit der Stirn gegen den Boden und krallte die Finger in das Erdreich.

Der Junge will noch nicht sterben, dachte Buderescu in tiefer Traurigkeit. Der Mann dauerte ihn so sehr, daß er hinging, dem Soldaten die Hand auf die Schulter legte und sagte:

„Ist es wirklich so schwer, mein Sohn?“

Der Soldat blickte auf, sah den Oberst mit einem irren Blick an, und seine blassen Lippen murmelten unverständliche Worte.

Der Oberst lächelte, packte den Mann am Arm und zog ihn hoch.

„Stell dich neben mich“, sagte er in ruhigem, väterlichem Ton. „Es wird dir nichts geschehen, wenn du dich neben mich stellst.“

Der Soldat vergaß tatsächlich die Hölle um sich, stand vom Boden auf und stellte sich neben den Obersten. Dieser legte seinen Arm um ihn und blickte mit steinernem Gesicht in das Inferno, als ginge es ihn gar nichts an, als wäre er ein unbeteiligter Zuschauer.

Wenn der Schrecken und die Angst ein bestimmtes Ausmaß erreicht hatten, prallten die Schrecknisse von den Menschen ab wie Wasser auf einer Ölhaut.

Es gab rumänische Soldaten, die nahmen nicht einmal mehr Deckung.

Vielleicht war es ihnen schon völlig gleichgültig, ob sie von Granaten erschlagen, von Splittern zerfetzt oder von Kugeln getötet wurden.

Da war ein rumänischer Unteroffizier, der inmitten der Artillerieein-schläge stand und ein Stück Brot kaute. Völlig unbeteiligt sah er zu, wie um ihn herum die Kameraden fielen oder in Fetzen gerissen wurden. Er merkte es wohl nicht mehr, als auch ihn ein Volltreffer in die Luft blies und nichts mehr von ihm übrigließ.

Oberleutnant Förg, der mit seinen Meldern abmarschbereit im Bunker wartete, sah durch die angelehnte Bunkertür den Oberst mit dem Soldaten stehen. Einerseits fühlte er sich verpflichtet, Buderescu darauf aufmerksam zu machen, daß der Platz vor dem Stabsbunker für einen Regimentskommandeur nicht gerade der richtige Ort sei, andererseits wagte er aber nicht, den Oberst zu stören. Er ahnte instinktiv die Zusammenhänge und erinnerte sich an Stanners Hinweis, der Oberst suche den Tod.

Förg warf einen Blick um sich. Auf dem Boden ein Häuflein Asche: die verbrannten Gedakos³⁶⁾. So sah das Ende also aus. Er blickte zu den Meldern hinüber, die stumm auf dem Boden hockten und vor sich hin starrten. Ihre Gesichter waren ausdruckslos und verrieten nicht, was sie in diesem Moment dachten.

Der Bataillonsadjutant hielt es nicht mehr in dem Bunker aus. Mit einem gemurmelt „Ich gehe mal raus und sehe mich ein bißchen um“ wandte er sich zum Bunkerausgang. Worauf einer sagte:

„Herr Oberleutnant sollten lieber hierbleiben. Verrecken können wir allemal noch früh genug.“

Förg drehte sich um und grinste.

„Keine Angst, Mössmer. Auf so eine Art verkrümele ich mich nicht.“

Das Artilleriefeuer hatte etwas nachgelassen, so daß der Adjutant wenigstens bis zu den nächsten Bunkern kam. Sie waren voll von Verwundeten. In Reihen lagen sie nebeneinander, dazwischen ein paar Tote. Förg hatte das Gefühl, er müsse diesen Unglücklichen ein paar beruhigende Worte sagen, aber dieses furchtbare Elend verschlug ihm die Stimme. Er brachte nur mühsam den verlogenen Trost heraus:

„Ihr braucht nicht zu verzweifeln, wir bringen euch weg, wenn das Artilleriefeuer vorbei ist.“

Da er deutsch geredet hatte, verstanden sie ihn nicht, aber sie spürten wohl, daß er ihnen Mut zusprechen wollte. Einige weinten vor sich hin, andere stöhnten und schrien durcheinander.

Förg wandte sich schauernd ab. Vor der Bunkertür stieß er mit einem rumänischen Sanitäter zusammen, den er flüchtig kannte und von dem er wußte, daß er aus dem Banat stammte.

„Können Sie diesen Menschen nicht wenigstens eine Beruhigungsspritze geben?“ fragte der Bataillonsadjutant den Sanitäter. „Mein Gott, das ist ja nicht mehr mit anzusehen.“

Der Sanitäter schüttelte den Kopf.

„Ich habe längst kein Morphinum mehr, Herr Oberleutnant. Es sind zu viele. Zweihundert Verwundete habe ich allein gezählt. Die Toten sind noch gar nicht registriert.“

Oberleutnant Förg nickte dem Sanitäter zu und schlug den Weg zum Regimentsgefechtsstand ein.

Eine ganz in der Nähe einschlagende Granate ließ ihn in Deckung gehen. Er fiel neben einem Verwundeten zu Boden, der röchelnd dakniete und auf dessen Rücken sich handtellergröße Blutflecken abzeichneten. Granatsplitter

hatten dem Mann den Rücken aufgefetzt.

Der Soldat, den Oberkörper vornübergebeugt, den Kopf gesenkt, umkrallte mit den Händen einen Stein.

Förg wandte sich dem Verwundeten zu und fragte in gebrochenem Rumänisch, ob er helfen könne.

„Nix mich anrühren! Nix!“ brüllte der Mann. „Gehört mir! Mir!“

Du lieber Himmel, dachte Förg erschüttert, er meint den Stein und ist offenbar verrückt geworden.

„Ich nehme dir den Stein nicht weg“, sagte Förg begütigend. „Aber du kannst hier nicht liegenbleiben, Kamerad. Hier erwischt es dich wieder, verstehst du.“

„Mir! Mir!“ antwortete der Soldat in kreischendem Ton. Dann quoll ein Blutstrom aus seinem Mund, und er schlug mit dem Kopf hart auf den Stein auf.

Als Förg sich erschreckt über den Mann beugte, sah er, daß dieser tot war.

Von Grausen gepackt, hetzte der Adjutant weiter durch die Schlucht. Oben am Balkarand schienen Panzer entlangzufahren, man hörte rasselndes Kettengeräusch und ab und zu das Knallen von Fehlzündungen.

Was noch nicht tot oder verwundet war, rannte nun zum westlichen Balkar-Ausgang. Zu Fuß natürlich, weil die in der Schlucht untergestellten LKW von Artillerietreffern oder von den Phosphorgranaten zerstört worden waren. Da sah Förg plötzlich deutsche Uniformen. An die vierzehn Mann rannten durch die Schlucht. Als der Adjutant näher hinblickte, erkannte er den Major, den Pionierzugführer und auch den rumänischen Oberleutnant Drimba, der den linken Arm angewinkelt hielt, als könne er ihn nicht mehr bewegen.

„Herr Major, Herr Major, hierher!“

brüllte Förg den Ankommenden entgegen.

Major Stanner, die MPi in der rechten Faust, blieb stehen und schaute sich um. Dann erkannte er seinen Adjutanten.

„Förg, ist Oberst Buderescu noch in der Schlucht?“

„Vor wenigen Minuten sah ich ihn noch vor seinem Gefechtsstand stehen, Herr Major“, antwortete Förg und lief auf seinen Bataillonskommandeur zu.

„Der Oberst muß die Schlucht sofort räumen“, sagte der Major mit keuchender Stimme. „Die Russen kommen mit Panzern und einem Bataillon Infanterie hinter uns her. Es hat keinen Zweck mehr, Widerstand zu leisten. Haben Sie alles für den Rückzug vorbereitet? Alle Gedakos-Sachen verbrannt, Förg?“

Der Adjutant nickte.

„Alles abmarschbereit, Herr Major.“

„Warten Sie vor dem Bunker auf mich!“ befahl der Major. „Ich informiere nur rasch den Oberst.“ Und sich an den Pionierzug wendend: „Schneider, gehen Sie mit den Männern hier in Stellung. Versuchen Sie, die Russen wenigstens für kurze Zeit zurückzuschlagen.“

„Jawohl, Herr Major.“

Rumänen liefen schreiend und mit allen Anzeichen von Panik vorüber. Schneider sah ihnen kopfschüttelnd nach.

„Da laufen sie und kommen nie mehr wieder“, murmelte er bitter.

Nur noch wenige Granaten schlugen in die Schlucht ein. Der Gegner hatte wohl das Gefühl, jede weitere Granate, die in der Trümmerlandschaft explodieren würde, wäre glatte Munitionsverschwendung.

Stanner hatte indessen den Bunker erreicht und war durch den doppelten Zeltplanenvorhang ins Innere getreten.

Einen Moment blieb er ratlos stehen, weil er keine Menschenseele vorfand. Am Boden lagen haufenweise verbrannte und unverbrannte Papiere, der Kartentisch lag umgestürzt auf dem Boden, und sonstiges Gerät und Munitionskisten versperrten ihm den Weg.

„Hallo!“ rief Stanner mit heiserer Stimme. „Herr Oberst!“

Er bekam keine Antwort.

Der Major stieg über eine Kiste hinweg und ging weiter in den Bunker hinein.

Da sah er die Gestalt am Boden liegen, und er wußte sofort, daß es Buderescu war. Mit einem Sprung war Stanner neben der lang hingestreckten Gestalt, kniete daneben nieder.

Buderescu war tot. Der Oberst hatte sich in die linke Schläfe geschossen. Ein vertrockneter Blutfaden rann von dort über die unrasierte Wange des Oberst, und an der Einschußstelle saßen Schweißfliegen. Stanner verscheuchte sie und bedeckte das Gesicht des rumänischen Regimentskommandeurs mit seinem eigenen Halstuch. Dann stand er vom Boden auf und verließ den Bunker.

Als er schon an der Bunkertür war, klingelte schrill das Feldtelefon.

Stanner schreckte zusammen, denn er hatte nicht erwartet, daß in diesem Abschnitt überhaupt noch eine Leitung intakt war. Er lief zurück und entdeckte das Telefon in einer leeren Munitionskiste. Dann hob er den Hörer ab und hielt ihn ans Ohr.

„Kto tam?“ (Wer ist da?) fragte eine Stimme auf russisch.

„Adolf Hitler persönlich, du Rindvieh“, antwortete Stanner in einem Anfall grimmigen Galgenhumors.

Der andere lachte dröhnend.

„Hitlär? Chabe schon immer gewollt mit Hitlär sprechen. Ich dich ...“

Ein Knacken in der Leitung unterbrach die Verbindung und das sonderbarste Gespräch, das Major Stanner je geführt hatte. Er warf den Hörer auf die Gabel und riß den Draht aus dem Kasten. Dann trat er das Feldtelefon zusammen.

Als er Sekunden später aus dem Bunker stürzte, fingen die Maschinengewehre der Pioniere zu schießen an. Sie feuerten auf Rotarmisten, die „Urräh“ schreiend und von T 34 gefolgt in die Balka eindrangten.

Genau zehn Tage später – es war am Pruth – sammelte Major Stanner die Reste seines Bataillons und stellte fest, daß ihm noch dreiundzwanzig Mann geblieben waren. Außer ihm und dem Adjutanten waren alle Offiziere gefallen.

Über das, was sich in diesen zehn Tagen der Flucht ereignete, gibt das kurzgehaltene und nüchtern verfaßte Tagebuch des deutschen Majors Auskunft. In den Aufzeichnungen heißt es unter anderem:

„... wurden wir immer wieder von russischen Panzern verfolgt und überholt. Sie rollten heran, trieben flüchtende deutsche und rumänische Soldaten vor sich her, fuhren mitten in sie hinein und schossen alles zusammen. Daß meine wenigen Männer, ich und der Bataillonsadjutant mit dem Leben davonsamen, war ein reines Wunder. Am Abend des dritten Tages unserer Flucht kamen wir in eine Ortschaft, die Slatowina hieß. Sie ist mir deshalb besonders deutlich in Erinnerung geblieben, weil ich nie zuvor so furchtbare Dinge sah. Hunderte von deutschen Soldaten lagen platt gewalzt auf der Dorfstraße.

Nicht einmal nachts kamen wir zur

Ruhe. Russische Panzer fuhren kreuz und quer durch das Gelände, mit aufgeblendeten Scheinwerfern hetzten sie uns und schossen aus allen Rohren. Wir waren oft so ermattet und gequält von Hunger und Durst, daß wir aufgeben wollten. Aber wir gaben nicht nach, rissen uns zusammen und taumelten weiter.

Irgendwo dann, ich weiß den Ort nicht mehr, tauchte ganz plötzlich ein russischer Mannschaftstransportwagen hinter uns auf. Darauf Soldaten mit Maschinengewehren. Wir dachten schon, jetzt sei alles aus, da stellten wir zu unserer Erleichterung fest, daß die Soldaten auf dem russischen MTW³⁷⁾ Deutsche waren. Noch mehr staunten wir, als wir in ihnen Unteroffizier Barz und die Männer des sMG-Halbzuges erkannten. Wie sich herausstellte, hatte Barz den MTW erbeutet. In der Nacht, als die Front endgültig zusammenbrach, unternahm er mit seinen Leuten einen Ausbruchversuch. Er, der mit den Männern stundenlang in einer Bodenspalte ausgeharrt hatte, brachte nachts beide MG in Stellung und begann, die vor ihm biwakierenden Russen zu beschießen. Als diese flohen, erbeutete Barz den Transportwagen, mit dem er die Flucht westwärts wagte. Ungehindert kam er durch, bis er zu uns stieß.

Für uns bedeutete Barz die Rettung. Wir setzten unsere Flucht mit dem Beutefahrzeug fort und erreichten nach zehn Tagen wieder eigene Linien.“

In dieser Nacht unternahmen übrigens auch alle Kompanien des Bataillons Ausbruchversuche. Sie erlitten hierbei hohe Verluste, und nur ganz wenigen Männern gelang es, sich der Gefangennahme zu entziehen.

Erschöpft fanden sich die Reste des Bataillons am Pruth ein, wo eine neue Auffangstellung vorbereitet worden war.

Der Einbruch der russischen Armeen nach Rumänien war der Anfang vom

Ende der deutschen Heeresgruppe Ukraine. Die Front konnte fortan nie mehr zum Stehen gebracht werden. Das Schicksal der Heeresgruppe war besiegelt, die Rote Armee hatte einen ihrer eindrucksvollsten Siege errungen.

ENDE

Anmerkungen

- 1) Alle Namen, außer solchen von Persönlichkeiten der Zeitgeschichte, sind frei gestaltet
- 2) steil abfallende, langgestreckte Schluchten in Südrumänland
- 3) mittelschwerer sowjetischer Panzer, meistverwendeter Kampfpanzer der Roten Armee: 30 t, 500 PS, 53 km/h, 1 Kanone 7,62 cm, später als T 34/85 mit 8,5-cm-Kanone, 2 x 7,62-mm-Maschinengewehre; seine technischen Vorteile waren der sparsame Dieselantrieb und die in Schnee und Schlamm besonders geeigneten breiten Ketten. Mit dem T 34/85 kam die letzte Version im Krieg zum Einsatz, die noch bis in die 50er Jahre der Standardpanzer vieler Länder des Warschauer Paktes war
- 4) schweres Maschinengewehr auf einer Lafette zum indirekten Beschuss weiter entfernt liegender Ziele, etwa 1000–2000 m
- 5) Teller-Minen zur Panzerbekämpfung
- 6) sowjetisches Raketensalvengeschütz (russische Bezeichnung „Katuscha“), das schlagartig 24 bis 54 Geschosse verfeuerte; auf Lastwagen oder Panzern montiert im Kaliber 7,5, 7,6, 8,2, 30,48 bis 40,64 cm; bei den deutschen Soldaten der Ostfront sehr gefürchtet
- 7) Ion Antonescu (1882–1946), rumänischer Politiker, in den dreißiger Jahren Generalstabschef und Verteidigungsminister Rumäniens, trat im Juni 1941 an der Seite Deutschlands in den Krieg gegen die Sowjetunion ein; 1946 hingerichtet
- 8) damals offizielle Titulierung Hitlers
- 9) Alfred Gerstenberg (1893–1959); zuletzt Generalleutnant und ab dem 15. Februar 1942 Kommandierender General und Befehlshaber der Deutschen Luftwaffe in Rumänien. Ergab sich am 28. August der Roten Armee und verblieb bis 1955 in sowjetischer Gefangenschaft
- 10) 1. Generalstabsoffizier, zuständig für den Aufgabenbereich Führung/Operation
- 11) Spitzname für sowjetische Soldaten
- 12) Vorgesobener Beobachter zur Leitung des Feuers der eigenen Artillerie. Außerdem überwacht er u. a. das Gefechtsfeld, beobachtet die Wirkung des Besusses und hält Verbindung zum örtlichen Führer der Kampftruppe
- 13) Rodion Jakowlewitsch Malinowskij (1898–1967), sowjetischer Marschall. In der Schlacht um Stalingrad war M. als Oberbefehlshaber der 2. Gardarmee gegen den deutschen Einsatzvorstoß eingesetzt; eroberte später Rostow zurück und durchbrach mit der 2. Ukrainischen Front im August 1944 die deutsche Front
- 14) Fjodor Iwanowitsch Tolbuchin (1894–1949): sowjetischer Heerführer und Marschall der Sowjetunion. War an der Rückeroberung der Krim beteiligt. Nach seinem Tod wurde seine Asche in der Krimmauer beigesetzt
- 15) Hauptkampflinie
- 16) Adolf Hitler (1889–1945), nationalsozialistischer Politiker, seit 30.1.1933 Reichskanzler, seit 1934 Reichspräsi-

- dent und „Führer“ des „Dritten Reiches“, seit 4.2.1938 Oberbefehlshaber der Wehrmacht, seit 19.12.1941 auch des Heeres. Der Krieg im Osten und die Ermordung der europäischen Juden waren die beiden tragenden Säulen seiner Programmatik. Der Diktator nahm sich in auswegloser militärischer Lage am 30.4.1945 im Bunker der Reichskanzlei in Berlin das Leben
- 17) Johannes Frießner (1892–1971), Generaloberst, ab 1.7.1944 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord, 25.7.–22.12.1944 OB der Heeresgruppe Süd-Ukraine, später Südoften
- 18) Als Oberbefehlshaber der Wehrmacht erneuerte Adolf Hitler am 1. September 1939 die Stiftung des Eisernen Kreuzes, dessen höchste Klasse das Ritterkreuz war
- 19) Flugabwehrkanone
- 20) Abkürzung für Panzerabwehrkanone
- 21) 8,8-cm-Flak 18/36/37 L/56: deutsches Flugabwehr-Geschütz im Kaliber 8,8 cm, Rohrlänge 4,93 m; Vo 820–840 m/sec; Schußweite 14.860 m; Schußhöhe 11.000 m; Gewicht im Feuer 5000 kg; Gewicht der Granate 14,7 kg; Gewicht des Geschosses 9 kg; die „Achtacht“ (Landserjargon) wurde 1941 zur 8,8-cm-Flak 41 verbessert und als Panzerabwehrkanone verwendet: Rohrlänge 6,55 m; Vo 1020 m/sec; Schußweite: 19.700 m
- 22) keine Munition mehr
- 23) 5–7 zu einem Bündel zusammengefügte Stielhandgranaten; zwischen Laufrollen und Kette oder Turm und Wanne plaziert, waren solche „geballten Ladungen“ eine wirksame Waffe gegen Panzer
- 24) salopp für Munition
- 25) militärischer Ausdruck für „feindfrei machen“
- 26) sowjetisches leichtes Mehrzweckflugzeug, das von 1941 bis 1945 produziert wurde. Technische Daten: Länge: 12,66 m; Spannweite: 17,16 m; Höhe: 4 m; Höchstgeschwindigkeit: 540 km/h; Dienstgipfelhöhe: 8800 m; Reichweite: 1500 km; Bewaffnung: drei 7,62-mm-MG und 600–1000 kg Bomben; Besatzung: drei Mann
- 27) Maschinengewehrpistole
- 28) auch Politoffizier oder Politruk genannt. Jedem Verband der Roten Armee bis zur Bataillonebene wurde ein Politkommissar zugeteilt. Ihm oblag die politische Erziehung der Soldaten. Er besaß die Befugnis, Befehle des Kommandeurs zurückzunehmen und auf die Einhaltung der Parteilinie zu achten
- 29) Narodnij Kommissariat Wnutrennych Del, sowjetisches Innenministerium (Geheimpolizei)
- 30) deutsches Gegenstück zum amerikanischen Jeep, 0,25 t, kurz „Kübel“ genannt. Zurückzuführen ist der Name auf den Beginn der deutschen Produktion von Militär-Pkw. Schalenstöße sollten dem Fahrer und Beifahrer einen besseren Halt bieten und wurden wegen ihrer Form „Kübel“ genannt. Im Laufe der Zeit entwickelte sich die Bezeichnung zum Synonym für alle Fahrzeuge dieses Typs

- 31) sowjetischer schwerer Kampfpfanz, 48 t, 7,62-cm-Kanone L/30,5, 3 Maschinengewehre, 550 PS, 5 Mann Besatzung
- 32) sowjetischer schwerfälliger Artilleriepanzer, 52 t, 15,2-cm-Haubitze
- 33) sowjetischer schwerer Panzer, 46 t, 12,2-cm-Kanone D 25 T, 3 Maschinengewehre, 4 Mann Besatzung; „Stalin“-Panzer waren die Nachfolger der KW-Panzerkampfwagen
- 34) russisch für „Mach“. Auch im Sinne von „Beil dich“ oder „Mach schneller“ verwendet
- 35) Propagandakompagnie(n), 1938 bei den Armeegeneral-kommandos eingerichtete Sondereinheiten, seit 1943 eine eigene Truppe, bei der bis Kriegsende ca. 15.000 Mann dienten
- 36) Geheime Kommandosache
- 37) Mannschaftstransportwagen

Titelbild: Infanteristischer Angriff (Archiv VPM)

Verehrte Leser:

Am Dienstag, 2. Januar 2013, erscheint der *LANDSER* 2858 unter dem Titel

Durchbruch an der Maas

Kriegsjahr 1940 – Im Mai überschreitet die Wehrmacht die westliche Grenze des Reiches – In wenigen Wochen besiegt Deutschland den „Erbfeind“ Frankreich. Autor: **G. Barnikow**.

In derselben Woche erhalten Sie den *LANDSER*-Großband 1363 – wie immer mit Original-Fotos, Farbseite und historischem Magazin. Titel:

„Wiking“ in Kowel

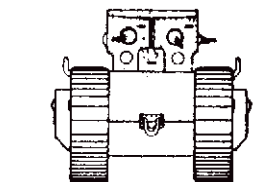
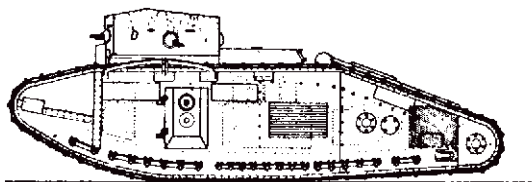
Rußland 1944 – Die 5. Waffen-SS-Division im Kampf um eine strategisch wichtige Stadt – Nach der Rückeroberung folgt der Rückzug Richtung Reichsgrenze. Autor: **K. Kollatz**.

**DER LANDSER erhalten Sie jetzt auch als ePaper und eBook:
EPUB-Format im Amazon-Kindle-Shop, Apple iBook-Store sowie bei den
meisten Online-Buchhändlern (z. B. Buch.de, Buecher.de, Libri.de, Thalia.de
und bei vielen anderen). PDF-Format unter www.landser.de**

DER LANDSER erscheint wöchentlich in der Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt, Telefon (07222) 13-0. Chefredaktion: Dr. Guntram Schulze-Wegener (V.i.S.d.P.), Redaktion: Alexander Losert M.A. Redaktionsanschrift: Redaktion Militärgeschichte. Internet-Adresse: www.landser.de; E-Mail-Adresse: landser@vpm.de. Druck: VPM Druck KG, Karlsruher Straße 31, 76437 Rastatt, www.vpm-druck.de. Vertrieb: VU Verlagsunion KG, 65396 Walluf, Postfach 5707, 65047 Wiesbaden, Tel.: 06123/620-0. Anzeigenleitung: Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt. Anzeigenleiter und verantwortlich: Rainer Groß. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 20. Alleinvertrieb und Auslieferung in Österreich: Pressegroßvertrieb Salzburg Gesellschaft m.b.H., Niederalm 300, A-5081 Anif. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie gewerbsmäßige Weiterverbreitung in Leserkreisen nur mit vorheriger Zustimmung des Verlages. Für unverlangte Manuskript-einsendungen wird keine Gewähr übernommen. Printed in Germany. Dezember 2012

Einzelheft-Nachbestellungen richten Sie bitte an: Ulisses Spiele GmbH, Industriestraße 11, 65529 Waldems-Steinfischbach, Telefon: 0 60 87 / 9 88 70 40, Fax: 0 60 87 / 9 88 70 08, E-Mail: bestellservice@ulisses-spiele.de. Lieferung erfolgt per Bankeinzug (Bankverbindung nennen) zzgl. 3,90 € Versand, Ausland 6,90 € oder per Nachnahme (7,50 € Versand + Zahlkartengebühr). Abonnement: *DER LANDSER* Abonnementsbetreuung, z. Hd. Frau Stegmaier, Heuriedweg 19, 88131 Lindau. Telefon 0 18 05 / 26 01 27 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), Fax: 0 18 05 / 26 01 28 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), E-Mail: VPM@Guell.de. Jahresbezugspreis (52 Ausgaben) inkl. Porto- und Zustellkosten Deutschland: € 114,40; Österreich: € 127,40. Kündigung jederzeit möglich.

Panzerkampfwagen Mark B

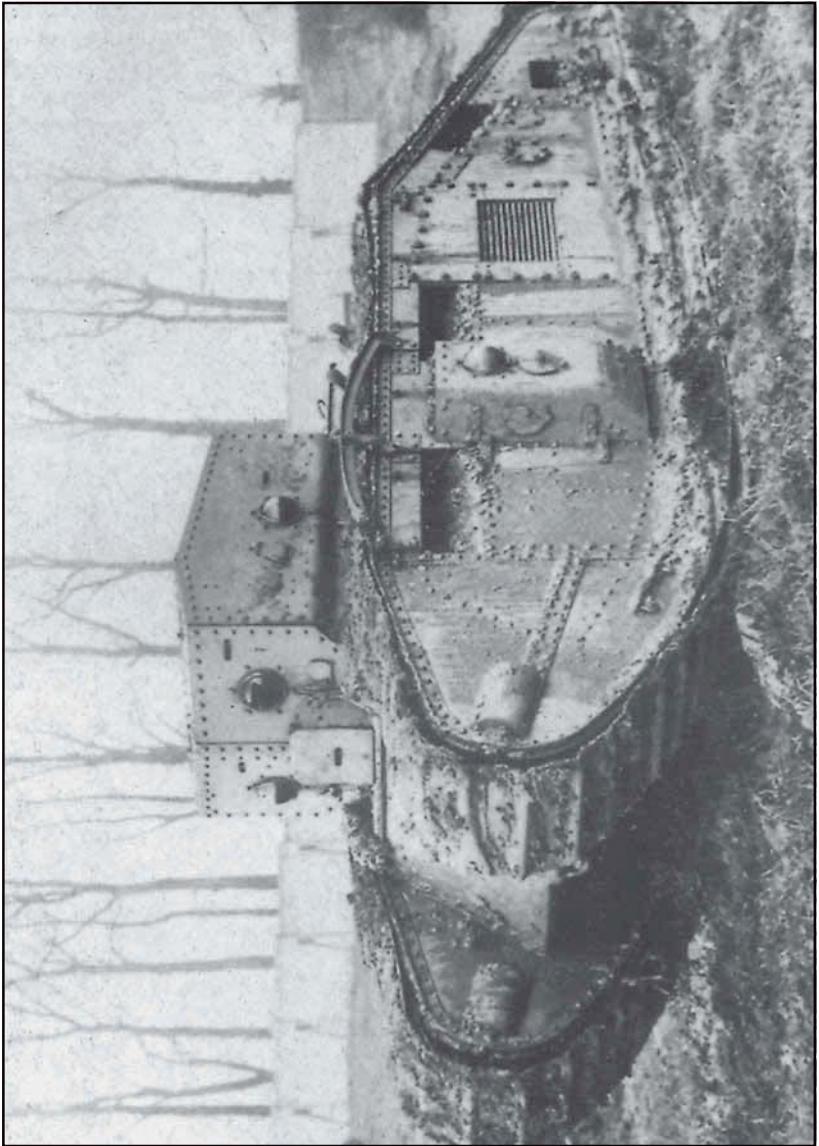


Noch im August 1918 schien sich das von den schweren Tanks übernommene Prinzip der den rhombusförmigen Panzerkörper umlaufenden Raupenkette durchzusetzen, als die neuen mittleren Panzerkampfwagen Mk. B das von der Artillerie in ein Trichterfeld verwandelte Kampfgelände sicher überwand. Dann aber setzte sich doch die Weiterentwicklung des britischen Mark A zum Mark D durch. Die wenigen Panzer vom Typ Mark B, die den Krieg überstanden hatten, verschenkte Großbritannien an den nach 1918 neu gegründeten Staat Lettland im Baltikum, wo sie noch einige Jahre Dienst taten.

Technische Daten

Besatzung:	fünf Mann
Bewaffnung:	vier MG
Triebwerk:	Ricardo, 100 PS
Geschwindigkeit:	9,6 km/h
Reichweite:	100 km
Länge:	6,96 m
Breite:	2,82 m
Höhe:	2,40 m
Gewicht:	18 t
Panzerung maximal:	14 mm

Britische Panzerfahrzeuge (I. Weltkrieg)



Kampfwagen Mark B